Die Halberstädter Anakreontik, Goeckingk und Bürger.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
einer Hohen Philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig

vorgelegt von

Else Strobelt
aus Zgierz

A M.Kir. Horthy Miklós-Tudományegyetem KÖNYVTÁRA SZEGED

Universitätsverlag von Robert Noske in Borna-Leipzig
1929

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Angenommen von der I. Sektion der philologisch-historischen Abteilung
der Philosophischen Fakultät auf Grund der Gutachten
der Herren Professoren Witkowski und Korff

Leipzig, den 26. Juli 1929

Hoffmann, d. Z. Dekan
der philologisch-historischen Abteilung
der Philosophischen Fakultät

A M. KIR. FERENC JÓZSEF TUDOMÁNY-EGYETEM KÖNYVTÁRA SZEGED

A M. KIR. Horthy Miklós-Tudományegyetem KÖNYVTÁRA SZEGED

Meinem Bruder

G.A. Bürger-Archiv

G.A. Bürger-Archiv

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
I. Die Träger und das Wesen der Halberstädter Anakreontik . . . 6
1. Charakter und Weltanschauung der Halberstädter 6
2. Die Stellung der Halberstädter zur Poesie 14
3. Hauptmotive der Halberstädter Anakreontik 20
A. Liebe 20
B. Freundschaft 31
C. Wein 35
D. Natur 39
II. L. F. G. Goeckingk 50
III. Bürgers Werden als Mensch und Dichter 57
IV. Anakreontische Elemente in Bürgers Lyrik 65
V. Bürgers Überwindung der Anakreontik 79
Literaturverzeichnis 83

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Einleitung.

Die Anakreontik, von der Goedeke sagt, daß sie „eine fast notwendige Entwicklungsstufe der Lyrik, im Individuum wie in den Volksindividuen zu sein scheint“ (IV, 51), beginnt in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. in Deutschland einzudringen. Sie ergibt sich zunächst aus dem humanistischen Interesse, das der Anschluß an das klassische Altertum brachte, im Verlaufe ihrer Entwicklung aber wird die Beschäftigung mit der antiken Lyrik zum größeren Teil durch die Franzosen angeregt, und das Verständnis für die griechischen Lieder durch sie vermittelt.

Das Eindringen der Anakreontik in Deutschland wird gekennzeichnet durch die Verwendung einzelner antiker mythologischer Motive: Gestalt des Liebesgottes, Preis des Weins, des Alters, malende Technik. Erst um die Mitte des 17. Jahrh. wird sie zum wesentlicheren Elemente in den Werken einzelner Dichter, ohne jedoch eine innere Beziehung zu der lebensvollen Dichtung des Altertums zu erreichen [1]).

Als im 18. Jahrh. die Forderung aufgestellt wird, die Dichtkunst müsse auf Sinneseindrücken aufgebaut werden und auf das Gefühl wirken, beginnt ein intensiveres Studium der Antike, da es herrschende Meinung war, daß die Alten das Höchste in der Kunst geleistet hätten, und daß sie die im Menschen natürlich gegebenen Anlagen künstlerisch dargestellt haben. Natur und Altertum werden deshalb zunächst gleichgesetzt. Bodmer empfiehlt die Nachahmung der Antike. 1757 schreibt Uz an Gleim [2]): „Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben: / Sollt ihr Geschmack nicht

---

[1]) Vgl. Georg Witkowski, „Die Vorläufer der anakreontischen Dichtkunst in Deutschland und Friedrich von Hagedorn“, Leipzig 1889.

[2]) Sämtliche Poetische Werke von J. P. Uz, hrsg. von A. Sauer, Stuttgart 1890, S. 384.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

unser Vorbild bleiben? / Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur, / Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur." Man glaubt die Natur nachzuahmen, wenn man die Alten nachahme. Auch in der Dichtung Anakreons, beziehungsweise in den Anakreonteen, glaubt man, diese Gleichsetzung gefunden zu haben. So scheint in der Anakreontik Antike und Natur (mit Kindlichkeit gleichgesetzt) sich zu verbinden. Sie beginnt in einer Zeit, da die deutsche Seele von neuem erwacht.

Doch auch aus äußerlichen Gründen lehnt man sich an die Antike an. Zu gleicher Zeit beginnt der Kampf gegen den Reim. Jacob Immanuel Pyra fordert die Verbannung des Reims. Aus der Dichtung des von ihm verehrten Milton zieht er die Konsequenz, wahre Dichtung müsse reimlos sein und ernsten Inhalt haben. Johann Wilhelm Ludwig Gleim nimmt Anakreon zum Vorbild. Durch Gedichte scherzhaften Inhalts glaubt er die reimlose Dichtung schneller einzuführen [3]). Durch seinen „Versuch in scherzhaften Liedern", Berlin 1744, macht Gleim die Anakreontik zur literarischen Mode. Der rechte Anakreon bejahte die Freuden des Lebens mit kräftiger Sinnlichkeit und war nicht nur spielerisch, wie es seine Nachahmer aus ihm herauslesen wollten. Trotzdem bleibt diese Bestrebung für die Anakreontik grundlegend. Ihre Vertreter äußern, daß ein echter anakreontischer Dichter „ohne Reim und scherzhaft und verliebt" dichten müsse [4]). Bald aber lassen die Dichter von ihrem Kampfe gegen den Reim, nur das scherzhafte Element herrscht in ihrer Dichtung weiter.

Dem gesellschaftlichen Rokokogeschmack entsprechend, beginnt ein reges Interesse für die anakreontische Dichtung mit ihrer Lebensphilosophie der Freude und des Scherzes. Da sie im Gegensatz zur früheren konventionellen Gebundenheit freiere Gefühlsäußerung des Individuums zu geben verspricht, gewinnt sie zahlreiche Anhänger. In unzähligen Variationen werden die Liederchen von Liebe und Wein nachgesungen und wirken in das Leben hinaus. Sie rufen größere Weltfreudigkeit hervor. Bald jedoch

[3]) Vgl. Albert Pick, „Studien zu den deutschen Anakreontikern des 18. Jahrhunderts", St.V.L.G. Bd. 7 S. 59.

[4]) Vgl. Maximilian Runze, „Gleim und die Seinen. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der Anakreontiker", ZfBFr. 11. Jahrg. Heft 10 u. 11, 1907/08, II.

steigt die Monotonie der behandelten Themen ins Unerträgliche. Die unberufenen Nachahmer der anakreontischen Gesänge werden platt, wenn sie die frivole Grazie und den leichten Scherz ihrer Vorbilder singen wollen. Schon 1747 sagt Uz von ihnen in seinem Gedicht „An Venus":

„Wie qvält mich ihrer Muse Wuth.
Wenn sie von Küssen singt, so ekelt mir vor Küssen.
Gieb acht, wie, wann sie artig thut,
Und wann sie tändeln will, die Mädgen gähnen müssen.

Ihr ist Lyäus unbekannt:
Sie sieht so nüchtern aus, als ob sie Wasser tränke.
Doch jauchzt sie, als von Wein entbrannt,
Und jauchzt, wie ein Student, und singt, wie in der Schenke."
(Werke S. 68 f.)

Hatte die Anakreontik anfangs gewisse Ursprünglichkeit und Frische, war sie wirklich erlebte Dichtung bei Hagedorn, so wird sie jetzt fiktiv, in den ausgeführten Motiven stereotyp. Nicht erlebte, sondern fingierte Gefühle werden geschildert, und mehr als einmal verwahren sich die Anakreontiker dagegen, daß man aus ihren liebes- und weinseligen Gedichten Schlüsse auf ihren Charakter und ihr Leben ziehe. Die Einförmigkeit der Nachahmung, das beständige Tändeln mit Liebe und Wein bringen die ganze Gattung bald in Mißkredit. Kästner hat sie schon 1746 verspottet. Herder sagt in seiner Abhandlung „Von der griechischen Litteratur in Deutschland" von diesen „Stücken der gemeinen Nachahmer": wer drei kennt, hat sie alle gesehen [5]). Und mokant äußert sich der junge Jean Paul in seinen „Grönländischen Prozessen" [6]) über die Anakreontiker, „die Zuckerbäcker des Parnasses": „Die große Gabe, das Blut des einen Reimes nach der Liebeglut des andern zu stimmen, und Damons Lust auf Daphnens Brust zu reimen, den Amor gesunde Herzen jagen und erlegen, aus schwarzer Dinte die Venus wiedergeboren werden und sie in einer zephyrnen Sänfte ans Land tragen zu lassen, kurz die Gabe, die verwelkten

[5]) Herders sämtliche Werke, hrsg. von Suphan, 1877, Bd. I S. 332.

[6]) Jean Paul's sämmtliche Werke, Berlin 1840/42, Bd. IX S. 56.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Reize der Einbildkraft vor dem Nachttische der Mythologie aufzufrischen, ist nur den Männern gegeben, die ihr Geschlecht trotz ihrer Gestalt und ihres Namens ausgezogen haben... Ein anakreontisches Gedicht ohne Gedanken heißt eines ohne Fehler, ein Tropfen Verstand hingegen versäuert die ganze Süßigkeit. Der beste Beweis der Aechtheit eines solchen Gedichts ist, wenn es auf der Kapelle des Verstandes verfliegt."

Die Anakreontik ist keine große lyrische Dichtkunst. Sie ist Übergangserzeugnis. Diese leichte, kein Problem in seiner Tiefe erfassende Rokokolyrik konnte sich den neuen, urwüchsigen Strömungen des literarischen Lebens gegenüber nicht behaupten und wurde in den siebziger Jahren auf Zeitschriften und Familienpoesie zurückgedrängt.

Tiefere Naturen wandten sich von der Anakreontik ab oder gegen sie. Dem Drange der Zeit folgend und dem Rate zweier Freunde [7]), versucht sich auch Gleim in anderen Gattungen der Poesie. Begeistert für König und Vaterland, dichtet er die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers. Der pädagogischen Richtung der Zeit entsprechend, schreibt er „Halladat, oder das rothe Buch" und „Die goldenen Sprüche des Pythagoras". Dem Streben, Volkskunst zu schaffen, dient Gleim mit seinen „Romanzen", später mit den „Liedern für das Volk". Gleim hat die Fähigkeit, immer das zu bringen, was die Zeit verlangt. Seine Veranlagung und sein Geschmack führen ihn aber immer wieder zu den alten Bahnen zurück. Als die Freunde Gleims, die ihre anakreontische Periode überwunden hatten, nicht mehr in dem früheren nahen Freundschaftsverhältnis zu ihm standen oder ganz mit ihm gebrochen hatten, gelang es Gleim, einige junge Dichter für Halberstadt zu gewinnen: Johann Georg Jacobi (1769), Johann Benjamin Michaelis (1771), Wilhelm Heinse (1772). Diesen schließen sich Karl Eberhard Klamer Schmidt, ein geborener Halberstädter, Jähns und Gleim der Jüngere an [8]). Vorübergehend, vom April 1768 bis Mai 1770, gesellt sich zu den Halberstädtern Leopold Friedrich Günther

[7]) Gleims Brief an Ramler vom 4. 1. 1764.

[8]) Eine Gedichtausgabe der beiden letzteren ist nicht erschienen. Die in der „Büchse" (A. f. Lg. IV S. 323—71) enthaltenen Gedichte kommen für diese Arbeit nicht in Frage.

Goeckingk, der aber nicht ihrem Dichterkreise zuzuzählen ist, denn er weicht erheblich von den Halberstädtern ab. Immer wieder jedoch schickt Goeckingk aus dem nahen Ellrich, seinem späteren Wohnort, seine Dichtungen zur Beurteilung nach Halberstadt und unterhält auch die früheren freundschaftlichen Beziehungen [9]).

[9]) Vgl. Fritz Kasch, „Leopold F. G. von Goeckingk", Marburg 1909, S. 91 f.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

I. Die Träger und das Wesen der Halberstädter Anakreontik.

1. Charakter und Weltanschauung der Halberstädter.

Im Mittelpunkte des Halberstädter Kreises steht Gleim, der Dichter mit dem jugendlichen Herzen, dem Hang zu fröhlichem, geselligem Leben und dem Streben, Gutes zu tun. Noch war der Ruhm des „scherzhaften Liedersängers" nicht erloschen, noch sah man den deutschen Anakreon in ihm, nicht zum wenigsten aber war es der liebende und helfende Freund, der „Vater Gleim", den die Halberstädter verehrten und dem sie dankbar waren.

Kann Gleim, der Eudämonist, dem es nicht liegt, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, der noch als Achtundvierzigjähriger seinem jungen Freunde Jacobi zuruft: „Unter Scherz und Lachen wollen wir / Unsere Tage leben. / Und nicht einer quälenden Begier / Unser Herz ergeben" (II, 292 f.), kann er seinen Freunden nicht das geben, was ihnen oft bitter not getan hätte, Kritik, — so sucht er ihnen doch das Leben zu erleichtern, es zu verschönen, indem er ihnen materielle Dienste leistet. Ohne Geste, still, oft verborgen, — denn seine Liebe zur Dichtkunst war so groß, daß er, wo er ein Talent zu finden glaubte, unbedenklich half. Klamer Schmidt, Jacobi, Michaelis, Heinse, auch Gottfried August Bürger, Jean Paul und andere haben Gleim in dieser Hinsicht viel zu danken. Immer wieder macht Gleim Pläne, um seine jungen Dichterfreunde in eine angenehme Lebenslage zu bringen. Sein großer Bekanntenkreis muß ihm dabei helfen, und Gleim ist unglücklich, wenn sich eines seiner Projekte zerschlägt. An Bürger, dem er gern ein gutbesoldetes Amt verschaffen wollte, schreibt Gleim klagend: „Die Menschen sind gar zu träge, mein lieber Herr Bürger, wenn's darauf ankommt, sich einander glücklich zu machen." [1])

[1]) G. A. Bürgers Briefwechsel, hrsg. von Adolf Strodtmann, Bd. I S. 35.

Gleim selbst half oft und gern und ärgerte sich, daß die regierenden Kreise die deutschen Dichter nicht unterstützen. Als auf Bürgers Anfrage hin, ob das Publikum eine Homerübersetzung in Jamben wünsche und ob es ihn dabei unterstützen wolle, Weimar ihm 65 Louisdors als Geschenk übersandte und ihn aufforderte, die Ilias zu vollenden, äußerte sich Gleims Ärger in den boshaften Worten: „Die fürstliche Familie, der Hoff, Wielands strebende Kraft, Göthens strebende Kraft = 65 Louisd'or — Hm!" [2]) Die Freunde vergelten Gleim diese Güte mit treuer Anhänglichkeit und gleich großer Liebe.

Sympathisierte überdies ein Talent mit seiner Poesie, so ist Gleim überschwenglich glücklich, ermuntert zum Dichten, lobt und feuert immer wieder an. Äußert Gleim mitunter, daß er seiner Dichtkunst keinen hohen Wert beimesse, so ist er doch auf sie eitel und unzufrieden, wenn man seinen poetischen Anregungen nicht Folge leistet. So läßt es sich erklären, daß Heinse noch aus Düsseldorf an Gleim und Klamer Schmidt schreiben konnte: „Ihr seyd die besten Menschen, erzürnt euch aber doch bisweilen ungemein, wenn euer Freund das Unglück hat, nicht die Puppe eurer augenblicklichen Dichterlaune zu seyn." [3]) Doch wurden Mißverständnisse zwischen den Freunden schnell beseitigt, denn wie Klamer Schmidt erzählt, hielt Gleim selbst im auflodernden Zorne schon die Hand zur Versöhnung bereit [4]). Die Herzensgüte und Hilfsbereitschaft ist die liebenswürdigste Seite an Gleims Charakter, und die Urteile eines Goethe 5) und Lessing [6]) rücken dies in ein helles Licht.

Ein bescheidenes, aber heiteres und sorgloses Leben entspricht Gleims Naturell. Dem Grübeln und jeder tieferen Problematik überhaupt ist er feind. So hat er auch kein tieferes religiöses Erleben. Er ist ein guter Mensch mit christlicher Moral. Das irdische Dasein ist ihm nur ein Vorspiel zu dem ewigen, das der

[2]) G. A. Bürgers Briefwechsel, hrsg. von A. Strodtmann, Bd. I S. 286.

[3]) Wilhelm Heinses sämtliche Werke, hrsg. von Karl Schüddekopf, Bd. IX S. 224.

[4]) Klamer Schmidts sämtliche Werke, hrsg. von Schmidt u. Lautzsch, Bd. I S. 36.

[5]) Goethe, W. A. Bd. 27 S. 405.

[6]) Lessings sämtliche Schriften, hrsg. von Muncker, Bd. 17 S. 313.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Mensch durch tugendhaftes Leben, durch Nächstenliebe und Selbstzucht erreichen kann. Gottes Wesen ist höchste Güte. Er offenbart sich in allen Schöpfungen seiner schönen Welt, die zu genießen — jedoch mit Maßen — der Mensch erschaffen ist. Die anakreontische Lust an der Welt, die Gleim in seiner Dichtung preist, war verstandesmäßig anempfunden. In Wirklichkeit ist Gleim der dichtende Philister, der weder liebt, noch trinkt.

In seinem liebsten Freunde Georg Jacobi fand Gleim verwandte Züge. Jacobi ist zärtlich, weich, lebt lieber in einer Welt von Fiktionen, als sich in das tätige Leben zu stellen. Aufgewachsen in einem Kreise, in dem französische Bildung vorherrschte [7]), gewann Jacobi Geschmack am geselligen Leben, um so mehr, da er von Natur aus einen großen Hang zur Freude hatte. Trübe Eindrücke sucht er von sich fernzuhalten, um sein seelisches Gleichgewicht nicht stören zu lassen. Er bekennt offen, daß er da, wo es nötig ist, seine gute Laune zu Hilfe ruft, um sich aufzuheitern, und daß ihn nirgends seine „gewöhnliche Gesellschaft" — die Grazien, Amor und die Mädchen — verläßt, in der er wenigstens nur „unschuldige Thorheiten" begeht (I, 96).

Sein Sinn ist nie auf etwas Großes gerichtet, das Kleine, Zierliche und Einfache zieht ihn an. Er selbst nennt es einen „gewissen kindlichen Sinn", der ihn leicht etwas finden läßt, worüber er sich freut (I, 138). Doch artet dieser kindliche Sinn bei Jacobi in Empfindelei aus, etwa wenn er in der „Winterreise" erzählt, daß er sich vielleicht mit dem Siege eines Helden nicht so lange beschäftigt hätte, wie mit dem alten Manne im „Taubenschlag", der zwei Tauben nicht schlachten mochte, weil sie „besonders freundlich waren", oder, um ein Wort Herders zu gebrauchen, in süßliche Eitelkeit, wenn er seinen Reisegefährten sagen läßt: „Hätt' ich nur gelebt, Ihnen die Hand zu drücken, und diesen Sonnenblick zu sehen; ich würde das Wesen, das mich geschaffen hat, verehren." Gervinus nennt Jacobi eine feminine Natur, was man durch Jacobis Ausspruch bestätigt findet, daß ihn seine „zarteren Empfindungen in einen süßen Frieden mit der ganzen Natur setzen" (I, 141). Dies ist der Grundzug von Jacobis Charakter. „Süßer Frieden" heißt

[7]) Vgl. Martin und Scherer, „Über Johann Georg Jacobi", ZDA. XX S. 334.

bei ihm Anpassungsfähigkeit, um im Einklang mit seiner Umgebung zu leben, um keine Auseinandersetzungen hervorzurufen [8]).

Auch Jacobi gehört zu dem Geschlechte, das die Kunst, glücklich zu sein, in der Kunst sich zu freuen sah: „Nichts mangelt mir, denn mich erfreut / Das Kleinste, was ich habe; / Ein Sonnenblick in mein Gemach — / Vielleicht ein Sperling auf dem Dach" (VII, 6). Dieser heitere Epikureismus lehnt sich gegen das Dogma auf. Jacobi schreibt in der „Winterreise": „Ich hasse sie (die Priester), weil sie den Gott nicht kennen, der gern verzeiht, und überall für die Freude seiner Geschöpfe sorgt." Zwar gesteht Jacobi einmal, daß Leid mitunter nötig sei, um wahre Freude zu empfinden, doch sucht er aller Dissonanz des Lebens aus dem Wege zu gehen. Seine Lebensauffassung will die Tragik nicht kennen und sieht ihr Ideal in friedlicher Stille: „O laß, beym Klange süßer Lieder, / Uns lächelnd durch das Leben gehn, / Und, sinkt die lange Nacht hernieder, / Mit diesem Lächeln stille stehn" (I, 55).

Sein Vertrauen zu Gott, dem „allwaltenden liebenden Wesen" (I, 167), läßt ihn ruhig sein Schicksal aus der Hand dieses Gottes hinnehmen, läßt ihn froh und glücklich leben: „Ja, ich kam aus den Händen eines gütigen Wesens; meine Bestimmung, welche sie auch sey, darf mich nicht beunruhigen" (I, 155). Auch die Frage des Lebens nach dem Tode löst dieses gläubige Gottvertrauen auf einfache Weise. Der Gedanke eines gütigen Gottes, der den Menschen ins Leben rief, läßt keine Zweifel an einem seligen Leben aufkommen: „Wie sollte, bey dem Gedanken an einen gütigen Schöpfer, noch ein Zweifel mich ängstigen, wenn ich den Zweck seiner Schöpfung erfülle? Ich war des Lebens werth; womit habe ich die Beraubung desselben verschuldet? Ist sie nothwendig, so muß sie nicht so viel Fürchterliches, als das Leben Süßes haben; sonst müßte die Gottheit selbst bey dem Grabe der Tugendhaften trauern. Giebt es aber ein Leben nach dem Tode, so verdiene ich, fortzuleben, und weil ich fähig war, glücklich zu seyn, bin ich es ewig" (I, 158).

[8]) Vgl. Ernst Reclam, „Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke", Leipzig 1904, S. 55 ff. (über Jacobis Verhalten im „Pastor Amor"-Streite).

Horthy Miklós-Tudományegyetem KÖNYVTÁRA SZEGED

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Im Grunde seines Wesens ist Jacobi wahrhaft fromm [9]). Er sieht in der Religion eine große ethische Kraft, doch seine auf bildlichen Sinnenreiz eingestellte Phantasie verlangt einen größeren Nachdruck und eine größere Ausschmückung der symbolischen religiösen Handlungen: „Für Geister, die sich emporschwingen können, sollte man der Religion, auch in ihren sinnlichen Zeichen, mehr Erhabenheit geben. Ihre Begriffe sind diejenigen, an die unsre Seele von ihrer Kindheit an sich gewöhnen muß: sind sie groß, so entsteht daraus eine gewisse Größe, die sich über die ganze Seele verbreitet" (I, 180).

Der Dritte im Bunde, Klamer Schmidt, der nie aus Halberstadt herausgekommen ist, ein feinsinniger, bescheidener Mensch, steht ganz unter Gleims Einflusse [10]). Wie dieser preist er in seiner Dichtung ein Leben bei Wein, Liebe und Scherz und nennt sich „Genoß und Jünger des Epikur" (I, 29), der sein Vaterland überall dort sieht, wo „Lieb' und Wein gedeiht" (I, 417 f.), dessen Lebensphilosophie Trinken und Küssen ist (I, 347, 337, 339), und der nur so lange leben will, wie ihm Wein und Liebe geschenkt wird (I, 313). Dem der „Spruch der Natur", also freies Leben nach inneren Gesetzen, als ein Wink der Götter gilt, der nur die heiteren Seiten des Lebens genießen will und auch nach dem Tode ein Fortsetzen seines irdischen Lebenslaufes wünscht. Wenn er zu den Göttern eingehen wird, dann will er sie bitten: „Heißt mich sitzen; und von eurem Wein / Schenke mir Frau Hebe tapfer ein" (I, 317).

In Anlehnung an Horaz fordert er zum Auskosten des Augenblicks auf, denn von den Losen, die dem Menschen zuteil werden, „ist Genuß der einzige Gewinn" (I, 326; III, 4 f.). Um im Innersten keine Reue zu empfinden, darf man nicht nach zukünftigem Glück ausschauen, denn Fortuna ist launisch, und beständiges Glück wohnt nur im „Elysium" (II, 461). Einen „Sohn des Augenblicks" nennt sich Klamer Schmidt (I, 438) und noch im Jahre 1789 fordert er seinen alten Freund Gleim zu gemeinsamem Lebensgenuß auf:

[9]) Vgl. Georg Ransohoff, „Über Johann Georg Jacobis Jugendwerke", Berlin 1892, S. 9 f. und Jacobis „Litaney auf das Fest aller Seelen", Werke Bd. III S. 95 ff.

[10]) Vgl. Theodor Feigel, „Vom Wesen der Anakreontik und ihrem Verlauf im Halberstädter Dichterkreise mit besonderer Berücksichtigung Klamer Schmidts", Marburg 1910, S. 45.

„Drum auf, o Gleim, leb' und genieße
Des Lebens ganz! Tritt unter sichre Füße
Die blasse Furcht des Acheron!
Gassendi's Epikur und dein Anakreon
Sein unsre Führer! Sie verstanden
Den Augenblick, schon fertig zu entfliehn,
Mit Bacchus Rebenlaub, mit Cypris Rosenbanden
Zu fesseln und zurück zu ziehn!" (II, 181)

Aber dieses Schwelgen im Genießen ist wie bei Gleim, so auch bei Klamer Schmidt nur fingiert. Zwar steht sein bürgerliches Leben auch unter dem Motto „carpe diem", aber es ist nicht großes gesellschaftliches Leben, sondern ein bescheiden-glückliches im Kreise seiner Familie und einiger Freunde. Wenn sein Kind ein Liedchen eines seiner Dichterfreunde hersagen kann, so gibt dies Klamer Schmidt mehr Freude, als öffentliche Ehrungen und Vergnügen. Seinen Freund Fischer läßt er im „Spaziergang" sagen: „. . . mein Klamer: Du voraus — ich weiß es schon lang' — an dem heimischen Heerde / Hangst untrennlich du, wie die Gartenschneck' an dem Häuslein" (III, 148).

In „Klamersruh", dessen erster Entwurf schon 1775 entstand, zeichnet Klamer Schmidt das Bild einer ländlichen Idylle, wie sie ihm erstrebenswert ist: ein ruhiges, beschauliches, von Liebe, Freundschaft und den Musen erhelltes Leben in ländlicher Umgebung. Ein ähnliches Schicksal ist ihm zuteil geworden. Die großen Ereignisse der Zeit berühren ihn nicht. Bei seiner Liebe zur Stille und zum Frieden wandten seine Gedanken sich ab von dem Schauplatze des Kampfes. Die französische Revolution zieht spurlos an ihm vorüber. Er selbst bekennt in dem „Hendekasyllabus auf Bürgers Tod":

„Wenn anarchische Volkswuth an der Menschheit
Gruft die blutende, dumpfe Schaufel wälzte,
Dann, dann floh ich mit deiner holden Dichtung (Bürgers
In mein friedliches Quenstedt." (II, 424) [„Dörfchen")

Klamer Schmidt nimmt auch keine Stellung zu den alltäglichen Geschehnissen. Sein Glaube an Gott, als den weisen Schöpfer aller Dinge, läßt ihn jedes Schicksal vertrauend hinnehmen, denn wo der Mensch keinen Ausweg mehr sieht, leitet ein höherer

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Wille alles zum Guten. So schreibt er im Dezember 1792 an Johannes Abel: „Wir leben in einer sehr großen Zeit, mein theurer Freund, in welcher der Same künftiger Früchte, ob bitterer, ob süßer — wer weiß es? ausgestreut wird. Das Auge der feinsten Divination sieht nichts als Labyrinth, aber der große Weltgeist faßt den Faden, und wird Alles göttlich hinausführen" (I, 98). Doch tiefes religiöses Erleben hat Klamer Schmidt nicht. Er beschäftigt sich ab und zu mit der Bestimmung des Menschen. So schreibt er an seinen Schwager Abel anläßlich des Todes seines Schwiegervaters, daß er die weinenden Kinder trösten wollte, indem er ihnen sagte, der Großvater sei nun über den Sternen und daß ihm dort wohl sei. Aber die Kinder hatten keinen Sinn dafür. „Ach, mein Freund," klagt Klamer Schmidt, „wenn die Kinder allein Zweifler wären, so mögt' es schon gut seyn. Morgen oder Uebermorgen sind ihre Zweifel vielleicht über einem neuen blanken Spielzeug vergessen! — Aber Wir?" (I, 103). Doch kommen ihm solche Gedanken nur vereinzelt. Im übrigen gibt er sich dem Glauben eines gottesfürchtigen Christen hin, einem beruhigenden Eudämonismus: „Nun denn, Gottes Wille, welcher immer der beste ist, geschehe" (I, 155). Als Prüfung sieht er das über den Menschen verhängte Leid an, das durch himmlische Seligkeit belohnt wird:

„Denn nur halb genießt des Himmels Frieden,
Wer auf Erden niemals litt." (II, 275)

Doch da ihm die Spanne dieses Lebens nicht wert ist, „daß man dazu ein so feierliches Gesicht schneide" (I, 104), da ihm das Leben nur ein Gewebe von Träumen ist, „Fröhlichen leicht, Betrübten schwer" (III, 22), so propagiert er die Philosophie, zu genießen, „was da ist". Sie ist die einzig richtige, sie macht den Menschen „in Trübsal ergeben, bescheiden im Glück" (III, 204).

Klamer Schmidt, dem jegliches Streben ins Weite fehlt, der schon 1779 schreibt: „Mir graut vor Adlers Sonnenfahrt ... Mein Leben sei der Schwalben niedres Leben! ... Wo stille Schönheit sich mit stiller Einfalt paart!" (II, 35—36), war der Aufruf Horazens, die goldene Mittelstraße zu wählen, so recht willkommen. In Anlehnung an diesen und Jacob Balde preist er „Mittelstand und Mittelglück" (III, 98; III, 28). Aber bei Klamer Schmidt liegt kein sittlicher Wert darin, denn nicht durch Kampf ist diese Erkenntnis

gewonnen, im Gegenteil, es ist ein dem Kampfe Ausdemwegegehen, ein Sicheinschließen in einen kleinen Kreis, wo wohlgesinnte Herzen schlagen.

Michaelis hat ein viel reicheres Innenleben als seine Halberstädter Freunde. Er beschränkt sich nicht auf ein enges Gebiet, sondern nimmt an den Zeitproblemen teil. Schon in seiner Jugend ein schwierig zu behandelnder Charakter [11]), pflegt er in späteren Jahren, unter dem Drucke seiner ärmlichen Verhältnisse stehend, keinen geselligen Verkehr und zieht sich immer mehr auf sich selbst zurück. Dankbar für jede Freude, die sich ihm bietet oder die man ihm bereitet, leidet Michaelis doch stark unter einer krankhaften Erscheinung, Schwermut, Unrast und Unzufriedenheit zugleich, und spricht selbst halb scherzend, halb bitterernst von seinem „Ehgemahl, Madam Hypochondrie" (II, 203), die ihm so viele Unannehmlichkeiten bereitet.

Unter dem anakreontischen Einflusse preist auch Michaelis die Tugend, die nie des Lebens Freuden stört, die sanfte Herzen liebt, im Chor der Freuden scherzt und den Wein zu Nektar macht (I, 22). Er läßt die Moralisten einsehen, daß sie mit ihrer vielen Weisheit doch nichts verstehen, und verlangt, man solle der Jugend „Phyllis ihre Tugend, / Und ein Glas Burgunderwein / Ihre Sittenlehre seyn" lassen (I, 79). Er fordert auf, das Leben zu genießen, bevor ihm der Tod ein Ende macht: „So lange noch die Wangen Rosen schmücken, / Schreib du, mit kummerlosem Sinn, / Dir jedes Jahr durch Lust und jauchzendes Entzücken, / Wie dieses, zum Gewinn" (I, 62 f.). Aber innerlich hat Michaelis nie diesen Standpunkt vertreten. Er ist ein ernster Charakter, den hübsche Spielereien nicht befriedigen, der dazu beitragen will, die Fehler seiner Zeit zu verbessern.

Michaelis' tieffrommes Gemüt rügt die modische Erziehung, der es nicht darauf ankommt, die Kinder in Ehrfurcht vor den Eltern, in christlichem Glauben und Redlichkeit aufwachsen zu lassen, sondern die nur dahin zielt, gesellschaftlichen Anforderungen zu genügen (I, 128 ff.). Seine Liebe zur deutschen Dichtkunst heißt ihn über die Nachahmungssucht der Deutschen spotten, die in jeden Modeton einstimmen, die — ohne zu denken — eigenen Dichtern

[11]) Vgl. Ernst Reclam a. a. O. S. 3 f.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

und Ausländern nachplappern und dadurch das Ansehen Deutschlands untergraben (I, 111 ff.). Sie heißt ihn auch über Pedanten und seichte Kritiker spotten, die sich nur an Kleinigkeiten heften, ohne das ganze Werk zu überschauen (I, 105 ff.), und über die Zensur, die unter jedes Werk, sei es gut, mäßig oder schlecht, ihr Vidi setzt, wenn es nur nicht gegen Gott, Staat und Moral geschrieben ist (I, 124 f.). Michaelis verspottet auch das Publikum, das ein Werk, an dessen Stirn ein englisches Motto steht, „verlegt, bezahlt, kauft, vergöttert" (I, 112), und die Übersetzungswut der deutschen Skribenten: „Und eh' ihn (den Autor) halb Paris nur ein Mahl ausgepfiffen, / Ist zwey Mahl unter uns sein göttlich Werk vergriffen" (I, 121 f.).

Michaelis hatte kein leichtes Dasein, hatte immer mit materieller Not und Krankheit zu kämpfen. Er selbst sagt von sich, daß er von seinen ersten Lebensjahren an „Ein Spiel des Glücks und seines Unsterns Scherz" gewesen sei (II, 270). Unter solchen Verhältnissen entwickelte sich in dem jungen Menschen ein gewisser Stoizismus, der ihm „des Schicksals Schaukelspiel" ertragen hilft (II, 282). Er empfiehlt jedem die Kunst, „vergnügt zu seyn; / Das heißt: sein Glück, wie ihn sein Glück ertragen!" (IV, 223). Und doch durchbricht dieses Gefühl manchmal ein Lebenshunger, ein Sehnen, etwas Ganzes zu leisten. So hofft Michaelis immer wieder gesund zu werden und macht Pläne für die Zukunft. Er möchte das Leben meistern und das Schöne, das es bietet, auskosten. Aber ein früher Tod macht seinen Wünschen und Plänen ein Ende und läßt auch die Hoffnungen unerfüllt, die man in den jungen Dichter gesetzt hatte.

2. Die Stellung der Halberstädter zur Poesie.

Da in den psychologischen Vorgängen die allgemeine Natur des dichterischen Schaffens begründet ist, so wird auch Gleims lebenslängliche, in ihren Grundgedanken sich stets gleichbleibende Dichtung verständlich. Sein Ideal eines der Freundschaft, Zufriedenheit, Freude und leichtem Scherze gewidmeten Lebens bedingte sein Schaffen und seine Anschauung über die Dichtkunst. Die Aufgabe des Dichters ist nach Gleim, die Menschen froh zu machen, deshalb darf er nicht von Gräbern singen (VII, 127 f.),

sondern nur von Freude. Er selbst bekennt sich auch in unzähligen Liedern zu einer Poesie der Freude und des Scherzes. Sie verscheucht ihm immer Trübsinn und Leid (I, 292). Er singt nur kleine süße Lieder (V, 324 ff.) und versteigt sich nicht zu Höherem. Nur dann und wann tönt seine Leier Belehrung (II, 5 f.), im allgemeinen tönt sie „Lieb' und Scherz", und Gleim nennt sich selbst den „Freudensinger".

Bezeichnend für die Anakreontiker ist Gleims Ansicht, daß nicht die erlebten, sondern die fingierten Empfindungen den Dichter machen [12]). Diese Theorie übernimmt auch Jacobi, nachdem er 1766 Gleims Bekanntschaft gemacht hatte. Daher verwahrt auch er sich gegen die Annahme, von seinen Gedichten auf sein Leben zu schließen (I, 23). Mit Gleims Vorstellung des „Freudensingers" deckt sich die Jacobis, daß der Dichter „Wohltäter des menschlichen Geschlechts" sein soll. Jedoch nicht, um durch das Kunstwerk ein starkes seelisches Erleben zu vermitteln, sondern, um „durch süße Beredsamkeit überall Frieden auszuteilen". Man soll nicht „die beunruhigen, welche zu euren Füßen sitzen, um Weisheit zu lernen oder ihren Kummer zu vergessen" (I, 150).

In den siebziger Jahren trägt Jacobis Poesie noch den Charakter spielerischer Sentimentalität. Doch findet man bei ihm in dieser Zeit schon Spuren, die beweisen, daß Jacobi die Unhaltbarkeit solcher Poesie einsieht (I, 179). Auch erkennt er ein innerliches Verhältnis zur Naivität und Freude als notwendig (I, 165 f.). Er beginnt das Persönliche in seinen Liedern erklingen zu lassen (I, 171 ff.) und betritt somit den Weg der Gesundung. Ganz kann sich aber Jacobi von seinem anakreontischen Tändeln nicht lossagen. Die scharfe Kritik dieser Gattung treibt ihn zur Resignation. Er wendet sich wiederholt gegen die Kritiker, aber auch gegen die schlechten Nachahmer, die in jeden Modeton einstimmen, ohne etwas zu können. Von einem solchen sagt Jacobi: „So entehrt er bey dem größten Teil der Nation die ganze Gattung, und giebt den Feinden derselben Gelegenheit zum Spott. Eben deswegen muß einem genug seyn, schönen Seelen, sich selbst und besseren Zeiten gesungen zu haben" (II, 166).

---

[12]) Siehe „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi", Berlin 1778, S. 196.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Später ändert sich Jacobis Auffassung von der Poesie, er macht nicht mehr angenommene Empfindungen zum Gegenstande seiner Dichtung, sondern schildert wirklich erlebte Gefühle. Er sagt im III. Bande seiner Gedichte, S. VIII: „Zumahl, da ich mir die jedesmahlige Stimmung (für ein Gedicht) nicht am Schreibtisch hohlte, sondern an denselben mitbrachte, und nicht e r d i c h t e t e, sondern, was in mir vorging, dichterisch ausdrückte.“ In späteren Jahren leistet Jacobi sein Bestes in der Verbindung von Gefühl und Landschaft, geht aber nie völlig über den Horizont der Anakreontik hinaus.

Klamer Schmidt erzählt in der Epistel „An Gleim“ vom 6. September 1781 von der Dichtung seiner Jugendzeit und seiner späteren Jahre. Er charakterisiert zugleich die Dichtung seines Kreises, wenn er sagt: „Auch ich bin einst ein Freund der Schwärmerei gewesen“, der viel in „ihrem Bücherschatz gelesen“ und Bescheid wußte über „fremde Wehen“, aber desto weniger von sich selbst. Die Schönheit der ihn umgebenden Natur beachtete er nicht; sie zu sehen, war er zu „stolz“. Schönheit galt ihm nur „. . . wenn unbekanntes Land / Ihr Schauplatz war, die Engel ihre Rollen / Darauf mir spielten, und erhabne Lieder schollen“ (II, 78). Er sah mit Bedauern auf diejenigen hinab, die wirkliches Leben zum Gegenstande ihrer Poesie machten. Doch mit der Zeit und dank der Vernunft hat sich bei ihm „des Taumels hehre Flut“ gebrochen und sein Herz, „. . . das sonst mit Geistern nur gesprochen, / Spricht jetzt mit Menschen auch und thut“ (II, 79).

Den Wert hohen Dichterschwunges erkennt Klamer Schmidt zwar an, aber Bewunderung zollt er jetzt nur dem Werke, in welchem das natürliche Gefühl des Dichters zum Ausdruck kommt. Was nicht des Menschen innerstes Sein berührt, kann ihm nicht zu weiterer Entwicklung dienen (II, 79). Was Klamer Schmidt allerdings darunter verstand, war alltägliches Leben mit seinen kleinen Freuden und Schmerzen, denn Gleims Dichtung ist ihm die Erfüllung seines Ideals (II, 79). Bei solcheinem Ideal kann von wahrer Poesie nicht viel die Rede sein. Klamer Schmidt hat dies selbst am besten charakterisiert, wenn er seinen Freund Stamford mit den Worten einlädt: „Hierher zu kommen / An unsern frommen / Versmacher-Heerd!“ (II, 122).

Klamer Schmidt gab sich Rechenschaft darüber, daß er durch

seine Dichtung nichts Unvergängliches leiste. Und gerade seine Offenherzigkeit mutet ansprechend an. Seinem Freunde Johannes Abel schildert er sein häusliches Leben, wobei er auch seiner Beschäftigung mit den Musen gedenkt: „Mitunter schafft / Auf meine Spindel, / Wie du wohl weißt, / Das traute Mädchen, / Das Muse heißt, / Auch manches Fädchen / Nicht stark an Geist, / Nicht fein ersonnen / Mit Zeitverlust, / Doch leicht gesponnen / Von Lieb' und Lust, / Und so bequemer entzwei zu gehn!“ (II, 175).

Auch über die Art seines Schaffens gibt uns Klamer Schmidt Aufschluß. Ein Ringen mit dem Stoff kannte er nicht. Was ihm in den Sinn kam, schrieb er nieder, zum Zeitvertreib und um der Freundschaft willen. Er schreibt deshalb selbst seinen Episteln nur Augenblickswert und geringe poetische Bedeutung zu, und bittet Gleim, bei der Kritik dieser Dichtungen „der Freundschaft Sitz und Stimm' zu geben“, denn „Bei Briefchen, die so rasch sich aus der Feder streun, / Und mich gewiß nicht überleben, / Wird das noch oft von Nöthen sein!“ (II, 144).

Bei den Halberstädtern waren Poesie und Freundschaft nicht zu trennen [13]). Doch dies Betonen einer nur für die Freundschaft geschaffenen Dichtung war eine Art von eigener Ehrenrettung. Daß man doch nicht ganz auf Dichterruhm verzichten, nicht nur im intimen Kreise als Dichter gelten wollte, sondern auch Anerkennung von größeren literarischen Kreisen beanspruchte, beweist Klamer Schmidts Vorrede zu seinen „Neuen Poetischen Briefen“ (Bd. III S. 5 f.). Trotzdem Klamer Schmidt sich selbst des öfteren darüber Rechenschaft gibt, daß seiner Dichtung wohl kein bleibender Wert gebühre, so kann er das Dichten doch nicht lassen. Seine Leier ist ihm unzertrennliche Freundin, und wenn er auch 1798 an Tiedge berichtet, daß er nun „gemach“ seine „verklungene heisre Laute“ an die Wand hängt, weil Amor und die Grazien dem Alternden entfliehen, und auch dem Freunde rät, nach Uzens Beispiel, zur rechten Zeit sich von dem „zweispitzigen Hügel“ zurückzuziehn, so hat er doch bis an sein Lebensende den Musen gehuldigt, denn auch er gehörte ja zu dem „nichts als dichtenden Geschlechte“ [14]).

[13]) Vgl. Klamer Schmidts Vorrede zu „Klamersruh“, Sämtliche Werke Bd. III S. 221 f.

[14]) Karl Schüddekopf, „Heinse und Klamer Schmidt“, Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, hrsg. von Ed. Jacobs, 20. Jahrg. 1895 S. 579 ff.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Michaelis sieht den großen Endzweck des Dichters darin, dem Publikum „zu gefallen und zu nützen“ (II, 8). Schon zu Beginn seiner dichterischen Laufbahn hat Michaelis eine Vorliebe für die Satire. Bei der Herausgabe seiner „Fabeln, Lieder und Satyren“ im Jahre 1766 schreibt er „An den Leser“:

„Dort (am Pindus) war es, wo die Muse mich
Zum Feind der Thoren weihte:
„Sey ihnen“, sprach sie, „fürchterlich!
Wo nicht, sey ihre Beute.“ (II, 15)

Worin für Michaelis als Dichter das Ziel lag, ersieht man aus seinem Briefe an Dyck vom 5. Juni 1772, in dem er den Plan für sein zukünftiges Leben macht. Michaelis schreibt unter anderem: „Ich fange mit dem neuen Jahre an, jährlich sechs Satyren herauszugeben. Dieß setze ich bis in mein dreyßigstes Jahr fort: macht zusammen dreyßig Satyren. — So bald als möglich ende ich inzwischen meinen zweeten Theil der Operetten, meinen Aeneas, und meine Kinderfabeln. Damit ich alles mir wegschaffe, was von solchen Kleinigkeiten noch da ist, und nicht zu meiner eigentlichen Bestimmung gehört. — Den Raum von meinem dreyßigsten bis in mein vierzigstes Jahr habe ich zwey großen satyrischen Gedichten bestimmt. Diese sollen mein Schwanengesang sein ... So viel aber bleibt festgesetzt, daß ich nach meinem vierzigsten Jahr keine Zeile mehr schreibe.“ [15])

Dieser Brief zeigt, wie sich Michaelis bereits Rechenschaft darüber gibt, daß er innerlich mit der Anakreontik fertig geworden ist. Aber auch schon in seinen frühesten Gedichten zeigt sich Michaelis' satirische Ader [16]), und in seinen anakreontischen Dichtungen findet sich öfters eine satirische Pointe, oder eine satirische Note, die sich durch das Ganze zieht (I, 53). Doch erst sein Lebensplan zeigt deutlich, daß Michaelis als seine eigentliche Bestimmung die satirische Dichtung ansah und sich weiterhin nur auf diesem Gebiete betätigen wollte.

Heinse gehörte innerlich nie zu dem Halberstädter Dichterkreise. Wenn er im Zusammenhange mit diesem genannt wird, so

[15]) Abgedruckt im Nekrolog im Leipziger Musenalmanach 1773 S. 142 ff. und bei Reclam a. a. O. S. 88 f.

[16]) Vgl. Reclam a. a. O. S. 4.

nur deshalb, weil er eine kurze Zeit seines Lebens hier verbrachte, vom Sommer 1772 bis zum Frühjahr 1774, und sich mit Rokokotändeleien, wie die Übersetzung der Dorat'schen „Cerises“, und kleinen nichtigen Beiträgen zur „Büchse“ beschäftigte. Dies tat er nur auf Gleims Wunsch, dem er für materielle Hilfe verpflichtet und dankbar war. Der günstige Einfluß, den der Halberstädter Grazienkultus auf das Wesen Heinses ausübte, kommt im Rahmen dieser Arbeit nicht in Frage.

Heinse selbst hat seine Freunde geistig und literarisch vielfach angeregt [17]), ihm aber konnten diese für seine innere Entwicklung nicht förderlich sein. Heinse, der sinnenfrohe, feurige Mensch, sieht nur die intuitive Erkenntnis im Gegensatze zu der diskursiven der Anakreontiker als wahr an: „Wer das Gefühl des Schönen von Natur, und dem Leben seiner Kindheit und seiner Jugend nicht hat, wird es nie durch die spätere Betrachtung, und die Lehren der Weisen lernen; wenigstens wird es nie in ihm schaffen und wirken.“ [18]) Ihm ist die Kunst, wenn sie nicht auf die Natur zurückgeht, nur „leeres Geschwätz“. Er kann nicht schaffen, „ohne dem Schönsten, ohne der besten Natur und Kunst am Busen zu liegen und gelegen zu haben, Mark und Bein voll Seeligkeit und ewiger Wonne“ [19]).

Schon in Erfurt, unter Wielands Einfluß, entwickelt sich Heinses Philhellenismus, wovon uns das Zeugnis gibt, was wir von „Elysium“, der verlorenen Urschrift der „Laidion“ wissen. „Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse“ entstanden in Halberstadt, im Winter 1772/73. Wenn Heinse in diesem Werke die Ansicht vertritt, daß nichts den Menschen so glücklich mache, als „der Schlummer der Liebe nach guten Thaten in dem Schooß' einer Lais“ [20]), so findet man hier eine Anschauung, welcher die Anakreontiker vielfach in ihren Gedichten Ausdruck verliehen.

Heinse proklamiert ein Leben „in Wollust“. „Wollust“, als

[17]) Vgl. C. Schüddekopf, „Heinse und Klamer Schmidt“, Zeitschr. des Harz-Vereins f. Geschichte u. Altertumskunde, hrsg. von Ed. Jacobs, 20. Jahrg. 1895 S. 579—614.

[18]) Heinses sämtliche Werke, herausgegeben von C. Schüddekopf, Bd. IX S. 295.

[19]) a. a. O. Bd. IX S. 392 f.

[20]) a. a. O. Bd. III S. 160.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Bezeichnung für den wahren Lebensgenuß, war auch ein Lieblingsausdruck der Anakreontiker. Sie wehrten sich jedoch dagegen, wenn man ihm einen sexuellen Beigeschmack beimessen wollte. Arthur Schurig hat darauf hingewiesen [21]), daß er diesen bei Heinse zweifellos besitzt, und daß es gerade von tiefster Bedeutung sei, daß Heinse nicht nur theoretisch die Verbindung der Kunst und des Sinnenlebens predigt, sondern auch im Leben und in seinen Werken diesen Glauben vertritt.

Auch ein anderes Werk Heinses aus der Halberstädter Zeit zeigt deutlich den Unterschied zwischen ihm und dem Kreise Gleims. Ein bei diesem beliebtes Thema, daß Tugend immer belohnt wird, greift Heinse in „Herkules und Hebe" auf. Er hängt seinem Gedichte eine Lehre an, vertritt also noch die Anschauung von der moralisierenden Lehrhaftigkeit der Poesie. Bei den Anakreontikern aber sind die mythologischen Götter stehende Figuren, Heinse erlebt den Mythos. Starkes Leben pulst in seinem Werke und gründet lebhafte Handlung. Die Charaktere treten plastisch hervor, unterstrichen durch Rhythmus und Sprachmelodie des Verses. Die feinsinnige Empfindung, besonders aber das Stürmische und Strahlende, das in diesem Gedichte zum Ausdruck kommt, trennen Heinse von den Halberstädtern. Heinse fühlt, daß er aus ihrem schwunglosen Kreise heraus muß, wenn er sich nicht selbst verlieren soll. Er verläßt sie bei der ersten Gelegenheit und kehrt nie wieder in ihren Interessenkreis zurück.

3. Hauptmotive der Halberstädter Anakreontik.

A. Liebe.

Das meistbesungene Motiv der Anakreontik ist die Liebe. In der Frühanakreontik steht fast immer Gott Amor mit seinen willkommenen oder unwillkommenen Streichen als Handelnder im Mittelpunkte der Lieder. In Gleims Liebesgedichten aus dem Jahre 1766 mischen sich anakreontische und bukolische Elemente. Die Sinnlichkeit herrscht noch vor, mitunter akzentuiert durch die

[21]) Arthur Schurig, „Der junge Heinse", München u. Leipzig 1912.

Schlußworte einzelner Verse, wie in „Ein Mädchen" (I, 212 ff.), mitunter verhüllt, z. B. in „Damoet" (I, 220). In anakreontischer Manier wird die Geliebte besungen: Augen, Stimme und Busen werden überschwenglich gepriesen. Mythologie wird zum Vergleich herangezogen. Das Schäfermilieu dominiert. Ein besonders beliebtes Motiv ist die Schüchternheit des Schäfers, der es nicht wagt, der geliebten Schäferin seine Liebe zu gestehen.

In „Der Apfeldieb. Ein dramatisches Sinngedicht" (III, 73 ff.) ist sinnliche Liebe noch die Hauptidee, wenn auch Seelenliebe schon zaghaft angedeutet wird. Amor vergleicht Psyche mit Venus und findet nicht nur das „Angesicht" Psychens, sondern auch ihr „Herz" schöner als das der Cythere.

In den Gedichten nach den Minnesängern (II, 349 ff.) wird noch das wirkliche Besitzen der Geliebten angestrebt, doch in einzelnen tritt die seelische Liebe schon in den Vordergrund. Zunächst bringt Gleim den Kampf zwischen sinnlicher Begehrlichkeit und bloßem Bewundern der Schönheit (II, 349 ff.). Die sinnliche Liebe wird als Unrecht angesehen. Der Kampf zwischen dem Willen und dem Verstand, von denen der eine von „freiem Sollen", der andere von „freiem Wollen" spricht, geht zugunsten der Tugend aus. Er wird aber nicht von der Empfindungseinstellung des Dichters gelöst, sondern das Gewissen schlichtet den Streit, und Gleim endet sein Gedicht:

„Süß ist, daß du (das Gewissen) sagst, ich habe
Recht gethan!" (II, 350)

In „An Hillma" will Gleim die Liebe als geistige Sympathie besingen. Er wählt starke Vergleiche, um seine Idee zu veranschaulichen: „Für das (Weib) in Liebe brennen / Rein wie das Sonnenlicht" (II, 355). Wirkt aber trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen nicht gefühlsecht.

In den Gedichten nach den Minnesängern bevorzugt Gleim noch das Hirtenmilieu und die breite Ausdrucksweise. Durch Anhäufen von Epitheta sucht er die Reize der Geliebten zu erhöhen. Er kann an schmückenden Beiwörtern nicht genug tun. Er preist die „rothen, zarten, süßen, losen, lieben Lippen" des Mädchens. Diese Überschwenglichkeit und die rokokohafte Vorstellungsweise

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

in Gleims Gedichten lassen nicht im entferntesten die Schönheit der echten Minnelieder ahnen [22]).

Im „Halladat“ und den „Goldenen Sprüchen des Pythagoras“ wird das Thema der Liebe nicht berührt. Erst wieder 1779 in den „Liebesliedern. Nach Salomo.“ Alle preisen die Macht und die Wonne der Liebe. Sie sind den früheren gegenüber reicher an Gefühl, das sich in verschiedener Weise äußert, als reine seelische Erhebung:

„Und als ich ihr den guten Morgen both,
Da that mein Herz sich auf, und ließ den Dank hinein.
. . . . . .
O sieh dich um, ich seh' in deinem Angesicht
Die Tochter Gottes, höre Sphärenklang,
Wenn, o Geliebte, deine Zunge süß mir spricht.“ (II, 342)

als schmerzhaft süßes Gefühl:

„Schmerzen hat es (das Herz), große Schmerzen,
Du Gesegnete durch dich“, (II, 340)

als beglückendes Frohsein:

„Ruhend sanft in ihrem Schooß
Werd' ich meiner Leiden los;
Froh werd' ich in ihrem Hain
Und in ihren Armen seyn.“ (II, 339)

Häufig jedoch bricht in diesen Gedichten noch die sinnliche Begehrlichkeit durch, was mitunter den Gefühlseindruck vollkommen zerstört, wobei die Wirkung besonders grell ist, wenn Gleim sich bemüht, die seelische Liebe in den Vordergrund zu stellen, aber durch ungünstig gewählte Bilder die Disharmonie noch erhöht, wie in II, 335:

„In meinem Bettchen sucht' ich dich,
Den meine Seele liebt,
Hindurch die lange Nacht.“

[22]) Über den Wert von Gleims Liedern nach den Minnesängern vgl. Rudolf Sokolowsky, „Klopstock, Gleim und die Anakreontiker als nachdichter des altdeutschen minnesangs“, ZDPh. 35 S. 212 ff., Halle 1903.

Der Vorstellungskreis ist auch in diesen Gedichten anakreontisch. Die Liebenden genießen die Wonne des Zusammenseins in der „stillen Kammer“, „im Blumengefilde“, „auf der Au“, „auf der Flur“, „unter Rosen“.

Alle Lieder sind gereimt, wobei Gleim die vierzeilige jambische oder trochäische Strophe mit dem Reim a b a b bevorzugt. Oft setzt er ein Flickwort ein, um das Versmaß durchführen zu können. Selten nur verwendet er Dipodien, um den Rhythmus abwechslungsreicher zu gestalten.

Ganz anders geartet sind die Lieder des „Hüttchens“, in denen Gleim von Liebe spricht. Das „Hüttchen“ ist Gleims Alterswerk. Ein Ton der Entsagung klingt durch das Ganze. Gleim verlangt nicht mehr nach stürmischer Liebe, er empfindet nur Sehnsucht nach jemand, der sein bescheidenes Leben mit ihm teilen möchte. Wäre es ein Mädchen, so sollte es als seine Königin herrschen. Gleim möchte sogar seine Leier gegen einen Pfeil Amors vertauschen, um nicht länger ungeliebt unter Mädchen zu sein. Auch die Nachtigall beneidet er und begründet den Unterschied zwischen ihrem und seinem Gesange: „Du hast ein Weib, ich habe keins, / Sonst säng' ich auch wie du“ (VII, 85).

Von ehelicher Liebe als Inspiration für die Dichtkunst spricht hier Gleim ganz im Gegensatze zu der Auffassung der Frühanakreontik, die die Ehe als lästige Bindung ansah, die der Liebe den Untergang bereite. Er selbst hatte in „Alexis und Elise“ (III, 135 ff.) die eheliche Liebe als „Wunder seiner Zeit“ besungen:

„Alexis und Elise
Beweisen sich getreu,
Was man nicht oft bewiese,
Daß Ehe Liebe sey.“

Ganz spät, im Jahre 1796, schlägt Gleim in dem kleinen Gedichtzyklus „Amor und Psyche“ noch einmal den Ton seiner frühesten Anakreontik an. Auch in der Form, denn die meisten Gedichte dieser Sammlung sind reimlos. „Leichte, zierliche Gedichtchen“ nennt Goedeke diese Lieder. Alle preisen die Macht der Liebe, die auch den Stärksten bezwingt, ihr eigenes Glück aber im Dienen sieht.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Rein anakreontisches Milieu zeichnet Gleim: Amor und Psyche sind die Hauptpersonen. Ihnen gesellen sich Cythere, Apollo, die Musen und Grazien. Dem Hymen wird Feindschaft erklärt. — Die Rose, die Blume der Liebe, wird besungen, ihr süßer Duft gepriesen. Tauben und Schmetterlinge, notwendiges Requisit der Frühanakreontik, unterstreichen das Anmutige und Leichte dieser Liederchen. In der ganzen Sammlung findet man nichts Banales, das in vielen anderen Gedichten Gleims den Leser so peinlich berührt. Einmal erinnert Gleim an die voranakreontische Periode, die Amor in vielen Verkleidungsgestalten brachte. Im 22. Gedichte (VII, 210) malt Psyche Liebesgötter als Ritter auf einem Löwen reitend, als Scherenschleifer, als Philosophen. Doch werden sie nur zum Vergleich herangezogen, um zu zeigen, daß keiner von ihnen so mächtig ist, wie der selbst Götter bezwingende Amor.

Selten gelingt es Gleim, so viel naive Anmut zu geben, wie in „Amor und Psyche". Sein Hang zu breiter Ausmalung, seine Überschwenglichkeit und der Mangel an tieferer Empfindung verleihen seinen Liebesgedichten wenig sinnliche Frische. Und die Eintönigkeit der Form verstärkt diesen Eindruck.

Jacobi hat von den anakreontischen Motiven fast ausschließlich die Liebe besungen. In seinen frühesten Dichtungen behandelt er das Liebesmotiv immer in Verbindung mit Naturschilderung und Mythologie. Anakreontische und idyllische Elemente setzen sich in seinen Gedichten oft zu recht anschaulichen Bildern zusammen. Die Geliebte trägt einen antiken Namen. Man vermutet, daß Jacobi die Damen seines Bekanntenkreises in einzelnen Liedern besungen habe. Daß er ihnen antike Namen gibt, erklärt sich daraus, daß Jacobi noch ganz im Geiste der Zeit lebt, die das Besingen eigener Gefühle nur in einer Umhüllung tolerierte. In dem im genre mêlé geschriebenen Briefe „An die Gräfin von H** Stiftsdame zu G***" versteigt er sich sogar zu der lächerlichen Äußerung: „Hätt' ich Töchter, ich gäb ihnen lauter arkadische Namen, damit die Dichter, welche sie einst besingen wollten, ausser Verlegenheit wären" (I, 56).

Die Liebe ist für Jacobi das einzige Gefühl, das dem Menschen die höchste Seligkeit gewährt:

„Amor! und ein Kuß von dir
Gibt die ganze Gottheit mir." (II, 9)

Beliebte Themen der internationalen Anakreontik bringt Jacobi in „Venus im Bade" (I, 77 ff.) und in „An Belindens Bett" (I, 51 ff.), in denen verhüllte Sinnlichkeit zum Ausdruck kommt. Mitunter mischt sich auch ein stark sentimentaler Zug in Jacobis Dichtung:

„O wer stürbe nicht mit Freuden,
Klagte sie (die Geliebte) bei seiner Gruft."

Jacobis Poesie erschöpft sich in einem ständigen Variieren des Liebesmotivs. Dadurch versteigt sich seine Phantasie zu den merkwürdigsten Vorstellungen, wie der Kanonisation des Hippolytus zum Heiligen der Liebe (I, 59—72), oder der Meinung, daß irdische Liebe selbst einem Heiligen zu verzeihen sei, auch wenn seine Geliebte eine Nonne ist, aber „Mit unschuldsvollen Mienen / Ein zärtlich Herz verhieß" (I, 102).

In allen diesen Dichtungen arbeitet Jacobi noch mit dem ganzen anakreontischen Apparat: arkadische Umgebung, Mythologie, übertriebene Sentimentalität. Die Sprache ist geschmückt durch Epitheta, Metaphern und andere Stilornamente.

In den „Nachtgedanken" tritt eine kleine Wendung ein. Anfangs verwendet Jacobi noch die Mythologie, dann tritt diese ganz zurück, und Jacobi verwebt eigene Empfindungen mit der Legende des Bonifaz. Die Sprache ist einfacher, dafür wahrer und inniger. Jacobi selbst hatte sich geändert. Er eifert jetzt gegen die immer mehr überhandnehmende Tändelei, der er früher selbst in so ausgiebigem Maße gehuldigt hatte. In „An Aglaja" sagt er: „Die beßten Empfindungen gehen nach und nach in ein Spielwerk über" (II, 12). Wieland erscheint ihm jetzt als Ideal. Er empfiehlt Wielandsche Grazie, die „stille Weisheit", die

„. . . feurig ohne Schwärmerey,
Nicht flatterhaft und dennoch frey,
Wohlthätig unser Herz entzündet.
. . . . . .
Mit leisem Flügel zwar in reinen Lüften schwebet,
Doch immer einen Blick dem Himmel, den sie liebt,
Und einen Blick der Erde giebt." (II, 17)

Öfters begegnet man bei Jacobi dem Gedanken, daß Gott die Liebe der Menschen gern sieht. Denn nur dort gibt es glückseliges

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Leben, wo Liebe herrscht. „Nur ein Irrthum jener Zeiten / Schuf ein Bannstrahl für die Lust“ (II, 184), und wer auf Erden durch die Kirche gezwungen wurde, Buße zu tun, der folgt im Himmel der Liebe, denn „noch zärtlicher, als diese / Küssen Engelchöre sich“ (II, 184).

Ein großer Umschwung in der Auffassung der Liebe ist bei Jacobi in den Gedichten an Elise (II, 171—79) zu bemerken. Jacobi besingt die entsagungsvolle Liebe. Die „himmlische“ Liebe eines Dante und Petrarka erscheint ihm als die reinste und schönste. Eine persönliche Note klingt in diesen Gedichten, ein Sehnen nach Überirdischem, Geistigem. Doch wird das Ganze noch von antiksinnlichen Bildern unterbrochen.

Immer mehr tritt bei Jacobi das Streben zutage, anmutig und natürlich zu sein. Volkstümliche Anklänge finden sich in seinem „Der neue Pygmalion“ (II, 187), und der frische, burschikose Ton der Ballade unterscheidet sich günstig von Gleims Bänkelsängerromanzen. Aber noch immer findet Jacobi Geschmack an Rokokotändeleien, wie „An Lenetten. Ueber ein im Oktober von ihr gefundenes Veilchen“ (II, 168 ff.) oder „Auf Adelaides Fächer“ (II, 185 f.), einem Zwiegespräch zwischen Fächer und Zephyr.

Erst die Liebe zu seiner Kusine Karoline, die Jacobi in seinen Liedern Chloe nennt, vermochte seiner Dichtung tieferen Gehalt zu geben. Heinse spottete zwar und meinte, es würde dabei nicht viel Kluges herauskommen, außer einigen Liederchen an Rosengebüsche, Schmetterlinge und Liebesgötter zwischen Thyrsis und Chloe [23]). Doch sind die „Lieder an Chloen“ (III, 36—41), die graziöse Form und guten Aufbau der Handlung zeigen, auch reich an wahrem Gefühl. Wenn Jacobi den Anakreontiker nicht ganz verleugnen kann, so sind doch die Täubchen und Liebesgötter nicht Hauptsache in diesen Gedichten, sondern nur zum Vergleiche oder als Schmuck herangezogen und ordnen sich gut in die Landschaft und Stimmung ein.

Am Landschaftlichen ist Jacobis Poesie erstarkt. Nachdem er aus Halberstadt geschieden war, kam er als Herausgeber der „Iris“ mit größeren Künstlern in Beziehung, auch mit Goethe. Jacobi findet jetzt einfache, ansprechende und lebenswarme Worte

[23]) Werke Bd. IX S. 271.

für seine Gefühle. „Weil, ach, in deinem Blute / Mein ganzes Leben wallt“ als Ausdruck vollkommener Verbundenheit mit der Geliebten wären in Halberstadt nicht möglich gewesen.

Wie sich des Altanakreontikers Jacobi Vorstellung von der scherzenden oder sentimentalen Liebe in die Anschauung verwandelt, daß man für einen Tropfen Glücks mit einem Meer von Tränen zahlen muß, wie sich diese Vorstellung mit der des rosenumkränzten Freudenbechers der Frühanakreontik verbindet, möge Jacobis Gedicht „An die Liebe“ zeigen:

„Von dir, o Liebe, nehm ich an
Den Kelch der bittern Leiden;
Nur Einen Tropfen dann und wann,
Nur Einen deiner Freuden!

So wird dein Kelch, o Liebe, mir
Wie Feyerbecher glänzen;
Auch unter Tränen will ich dir
Mit Rosen ihn bekränzen.“ (III, 218)

Dieselbe Wandlung wie bei Jacobi zeigt sich auch bei Klamer Schmidt. Die Liebesgedichte seiner „Lieder“ sind zum größten Teile anakreontisch, wenn auch das Gesellschaftslied seiner späteren Jahre einzeln vertreten ist. Im Mittelpunkte vieler Lieder steht Gott Amor. Seine Gewalt ist groß. Niemand kann ihm widerstehen. Durch listige Streiche stiehlt sich „der Schelm“ in jedes Herz (I, 332). Trotzdem Amor, der „Herzenzieler“, der „Joujouspieler“, nur mit dem Glück und der Ruhe des Menschen spielt (I, 363), hat er doch größere Gewalt über ihn als Bacchus (I, 420).

Ganz im Tone der Frühanakreontik preist Klamer Schmidt die Abwechslung in der Liebe als das Schönste. Als „braver Schiffer der Natur“ kreuzt er hin und her, um „neue Mädel“ zu finden (I, 327). Einen leicht frivolen Ton schlägt Klamer Schmidt in der „Prüfung des Küssens“ an, in der er die Meinung vertritt, daß selbst wenn Küssen Sünde wäre, „sie nicht zu lassen sey“ (I, 319). Auch der sentimental-idyllische Zug fehlt in den „Liedern“ nicht. Die Geliebte ist die schönste Hirtin, von lilienweißen Lämmern umgeben.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Alle Gedichte sind subjektiv. Der Dichter steht im Mittelpunkte und fingiert eigenes Erleben. Auch bildlich. Als Christgeschenk erhielt er einst einen Amor. Diesen „kleinen Gauch" lehrte er fliegen, und

„Größer, flog er in mein Herz!
Wie mein Blut im Herzen tragen
Muß ich diesen Buben nun!
Möcht' ihn gern zum Teufel jagen,
Dürft' ichs ohne Sünde thun." (I, 321)

1774 erscheinen Klamer Schmidts „Elegien und Phantasien nach Petrarkas Manier". Er will darin den „rührenden Kampf zwischen Religion und Liebe" besingen. Musterhaft gelingt ihm dies in „Petrarkas Selbstgespräch, gehalten in der Nacht nach dem Charfreytag-Abend, da er die schöne Laura zum ersten Male gesehen hatte" (II, 205—12). In einigen anderen Gedichten dieser Sammlung preist Klamer Schmidt die reine, begehrenslose Liebe. Die Geliebte nennt er „Engel" oder „Gottesengel" und hofft auf eine Vereinigung ihrer Herzen im Himmel. Sinnliche und ideelle Liebe wechseln ab. Mit Innigkeit der „Babets und der Psychen" umarmt das Mädchen den Geliebten und flüstert ihm zu:

„Geliebter, sieh! siehst du den Epheu kriechen
Um eine Pappel? Lieblicher Verein!
Sei jener du, und ich will diese sein!" (II, 248)

„An Dorilis" (II, 237) und „An die Hungerquelle bei *" (II, 252) sind ganz im scherzenden Tone der Anakreontik gehalten, und anakreontische Lüsternheit spricht aus „An die Levkojen, die ich an Schönhannchen sandte" (II, 265 f.). Auch in einigen Sonetten besingt Klamer Schmidt die äußeren Reize der Geliebten in überschwenglich anakreontischer Weise. Ihr Mund lächelt und spricht „Suada" (II, 450), ihr Blick ist schöner als „Sternengefunkel" (II, 454). Aus den Banden der Liebe flüchtet der Dichter zur Religion, die dem Menschen Frieden gibt (II, 458). Und doch findet er Gefallen an einem englischen Gedichte, der „Schiffahrt des Lebens" (II, 459), wo dem Lebensschifflein „Scherz und Lachen" die Segel spannen und Amor am Ruder steht.

Eine ganz andere Welt der Liebe tut sich in den „Poetischen Briefen" (ersch. 1782) kund. In dem ersten, „An den Pantoffel", aus dem Jahre 1770, plaudert Klamer Schmidt halb ernst, halb spottend von der Macht des Pantoffels, vor dem sich selbst große Männer beugen. Er will beweisen, daß Liebe oft herrschsüchtig ist, wenn sie sich anfangs auch zahm und unschuldig gibt:

„Ach! Amor scheine noch so kindlich,
Er lächle, wie der Lenz, voll Unschuld und Natur,
Gemacht, Minerven selbst zu täuschen:
Am Ende wird er Ehrfurcht heischen,
Wo er zuerst auf Knaben-Art gespielt!
Sein Pfeil, mit welchem er im Lachen
Auf Männerherzen hingezielt,
Wird doch zuletzt ein Pfriem, der dich hilft fertig machen!"
(II, 10)

Alle anderen Briefe, in denen Klamer Schmidt von Liebe spricht, sind durchglüht von einem tiefen, wahren Gefühl für seine Wise. Er hat seine petrarkische Schwärmerei abgelegt und sieht in der Verbindung mit dem geliebten Mädchen sein höchstes Glück. Die Dankbarkeit für ihre Liebe und sein eigenes tiefes Gefühl für Wise läßt Klamer Schmidt in seiner Liebesdichtung erklingen:

„O daß du mein bist, welche Seligkeit!
Du mein! — O könnt ich jede Nachtigall
Es schlagen lehren, wie so innig mein
Du immer bist!
Du bist mein Reichthum, du!" (II, 62)

Wie tiefgewurzelt die anakreontische Tändelei bei den Halberstädtern war, beweist auch Klamer Schmidt, wenn er noch 1788 in Anlehnung an Zacharias Lund singt, daß nicht in der Verbindung mit einem geliebten Mädchen das Glück der Liebe liege, sondern „Das ist Liebeslust, daß man / Täglich sich verändern kann" (I, 351).

Michaelis verfolgt in seinen frühen Gedichten getreu die Spuren der anderen Halberstädter. Lyäus, Cythere und die Amoretten sind die handelnden Personen. Die im Traum erlebte Liebe (I, 80 f.), die Wonne und Macht des Kusses (I, 50 ff.) besingt er wie

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Gleim und Jacobi. Amor, der „Schmetterling", „der Schalk", der „lose Vogel", schlägt alle Menschen in seinen Bann. Niemand ist vor ihm sicher. Später macht ihn Michaelis, seiner satirischen Veranlagung gemäß, zum „kleinen Spötter" und Tugendprediger, zum „Pastor Amor", der Beichte hört, zum „kleinen Pontifex".

„Amors Guckkasten", dessen Motiv Michaelis zu einer Operette verwandte (ersch. 1772), erinnert an die frühanakreontische Zeit. Auch Michaelis läßt seinen Amor sich die Zeit mit Gläserschleifen und Schnitzeln vertreiben, weil er des Schießens müde ist. Fällt Michaelis einerseits, wenn auch nur durch leise Anklänge, in frühere Zeit zurück, so weicht er anderseits von manchen Anschauungen der Anakreontiker ab. So in der Ansicht über die Ehe. Alle Anakreontiker erklärten Hymen als Amors Feind. Michaelis singt ihm Loblieder (I, 43; I, 64). Dabei ist Michaelis' Meinung von der Frau auch nicht höher als die der Anakreontiker. Gern erlaubt er sich eine kleine satirische Spitze gegen die Frauen. Am deutlichsten tritt die Geringschätzung der Frau in „An die kranke Babet" zutage, wenn Michaelis sagt: „Sie war ja doch für unsre Zeit / Das einz'ge Weib, werth nie ein Weib zu werden" (I, 58) [24]).

1772 greift Michaelis noch einmal ein Liebesmotiv auf. In seinem poetischen Briefe „Paros und Hyla" (II, 155—167) behandelt er den Sieg und die Belohnung treuer Liebe, die auch im Unglück stark bleibt.

In seinem gereimten Strophengedichte „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas" (II, 213—223) behandelt Michaelis das Thema der Liebe romanzenhaft und mündet dabei in Travestie. In Kostüm und Zeit bevorzugt er das Altertum, handhabt auch sonst die Technik der Romanzendichter. Er gibt seinem Gedicht einen kurzen Titel, setzt aber eine Inhaltsangabe voran, die die Hauptmomente des Liedes bringt. Das Komische wird durch burleske Sprache, durch Ausdrücke wie „Heldenmaul", „verwettert", „Schnappsack" und ähnliche unterstrichen, auch durch vulgäre Redewendungen wie „Und kutscht mit mir nach Hofe", „Man stand in Gold bis übern Schuh, / Und saß auf Milch und Honig" oder „Der Magen kroch den Augen nach / Und fand gedeckte Tische". Auch Kontrastzusammenstellungen dienen dazu, um Lachen hervorzurufen: Aeneas, der „Aus Troja lief, nach Wälschland schwamm, / Und hungerte und freite". — Durch seinen „Aeneas" wird Michaelis zum Vertreter der travestierten Romanze, wie sie seit den sechziger Jahren (Schiebeler, Löwen, Bürgers Anfänge) bis ins 19. Jahrh. hinein auftrat.

[24]) Vgl. Sämtliche Werke I, 89; I, 164—172; I, 147—154.

B. Freundschaft.

Freundschaft ist das große Ereignis in Gleims Leben. Am 11. Oktober 1767 schreibt er an Jacobi: „Liebe erfüllet das gute Herz nicht ganz, die Seele hat nicht allein damit zu schaffen; wohl aber mit der Freundschaft." [25]) So liebenswürdig wohltätig Gleims Freundschaft im praktischen Leben war, so merkwürdig muten uns ihre poetischen Ergüsse an. Zunächst sind die „Briefe der Herren Gleim und Jacobi", Berlin 1767, zu betrachten. Selbst wenn man berücksichtigt, daß im 18. Jahrh. Freundschaft und Liebe eng verbunden waren, wird man doch dem Urteile Ransohoffs zustimmen, der diese Briefe ein unerquickliches Denkmal der Freundschaft nennt. Von ernstem Inhalt findet man darin wenig. Es ist immer wieder gegenseitiges Lob ihrer Gedichte, überschwengliche Freude über ein Zusammensein mit dem Freunde und bittere Klagen über das Getrenntsein. Dann wird ein „allerliebstes Brieflein" des Freundes, „des süßen, kleinen Schmeichlers" zu höchstem Glück: „Aufgerissen wurde das Päckchen, und, o welch ein süßer Anblick! Eine Zeile von der Hand meines Jacobi, zehn Zeilen, zwanzig, dreyßig, wer kann sie zählen? Gelesen, empfunden, gepriesen wurden sie; und dann geküsset, wie ein Liebhaber in der süßesten Entzückung seiner Liebe sein Mädchen küsset!"

Empfindsam, sentimental ist Liebe und Freundschaft in diesen Briefen. Zärtliche, tändelnde Gedanken werden oft bis zum Pathetischen, bis zum Widersinn getrieben. Heroische Vergleiche sind zahlreich, Mythologie wird auf Schritt und Tritt verwendet [26]). Amor und Amoretten werden zu den verschiedensten Dienstleistungen bemüht; Grazien, Nymphen und Faune finden sich fast in jedem Gedichte dieser im genre m lé geschriebenen Briefe.

[25]) „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi", Berlin 1767, S. 49.

[26]) Vgl. Georg Ransohoff, „Über Johann Georg Jacobis Jugendwerke", Berlin 1892, S. 16.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Gleichfalls empfindsam und überschwenglich sind die der Freundschaft gewidmeten Gedichte im „Halladat". In ihnen klingt eine persönliche Note, trotz des religiösen Gewandes der ganzen Sammlung. Idyllisch-anakreontisches Milieu zeichnet Gleim in „An den Panka-Bach" (VI, 142 f.): sanft hinfließenden Kristall des Baches, Nachtigallen, Frühlingsblumen und Sonnenschein. Auch das obligatorische Lämmchen fehlt nicht, wenngleich es nur zum Vergleich herangezogen wird. Dieser Vergleich zeigt deutlich Gleims gesuchte Naivität. Früher war des Freundes Herz „weiß wie meines Lämmchens Wolle", jetzt aber hat er dem Dichter durch seine Untreue großes Leid angetan. Die Trauer um den verlorenen Freund ist so groß, daß der Bach von den Tränen des Dichters anschwillt.

Die Freundschaftsgedichte in den „Goldenen Sprüchen des Pythagoras" sind scheinbar objektiv. In Wirklichkeit sind sie der Widerhall eigenen Erlebens. In diesen kleinen, 2- bis 8-zeiligen, gereimten Sprüchen spiegelt sich das Verhältnis Gleims zu seinen Freunden.

Fast alle älteren Freunde hatten sich von Gleim abgewandt. Zum großen Teile lag die Schuld bei ihm selbst. Weil er immer derselbe blieb, konnte er nicht verstehen, daß ein Mensch sich ändern und das verwerfen könne, was ihm einst als erstrebenswert erschien. Daher bei Gleim die Trauer um verratene Freundschaft, die unheilbare Wunden schlägt, daher die Warnung vor falschen Freunden, die den Mantel nach dem Winde hängen. Darum allgemeine Sentenzen, nur den Tugendhaften, den Zufriedenen zum Freunde zu wählen, aber sich selbst und ihn vorher genau zu prüfen. Dem Freunde kleine Fehler verzeihen, aber nie „Bosheit des Herzens".

Im „Hüttchen" sind die Freundschaftsgedichte wieder ganz persönlich. Gereimte kleine Lieder, in denen Gleim seiner lebenden und verstorbenen Freunde gedenkt. Durch andere klingt die Sehnsucht nach jemand, der sein Leben im Hüttchen mit ihm teilen möchte. Einige in anakreontischer Manier: Rosen, Vögel werden zu Freundschaftsdiensten bemüht. Gleim bevorzugt in diesen Gedichten die „kleine" Manier, die Diminutivformen. Sein Hüttchen wird nicht etwa zum Tempel, sondern zum Tempelchen der Freundschaft.

Andere, in denen Gleim die Genien seiner verstorbenen Freunde erscheinen, sind ruhig und zuversichtlich. Aber auch hier wird der Genius zum „rosenrothen Jüngling", Blumenketten, Wölkchen und Nachtigallenchöre müssen das Ganze verschönern. Im „Hüttchen" findet man wieder Gleims breit malende Ausdrucksweise, die jedoch keine Bilder entwickelt, sondern die Gedanken, intellektuell ausgesprochen, einfach aneinanderreiht.

Jacobi hat von den anakreontischen Motiven vorzüglich das der Liebe behandelt. Gedichte, die nur der Freundschaft gewidmet wären, findet man bei ihm gar nicht. Nur gelegentlich gedenkt er in seinen Liedern der Freundschaft, persönlich „O schöner ist kein Glück auf Erden, / Als das von Gleim geliebt zu werden" (I, 6), oder er preist ganz objektiv die Freundschaft als höchstes Glück:

„Was hilft euch eine ganze Welt,
In der ihr keinen Freund gefunden." (I, 12)

Michaelis preist wie Gleim und Jacobi Freundschaft als höchstes Glück (I, 34; II, 269). Einem wahren, offenen Freunde würde er sich restlos anvertrauen. Solch einen Freund fand Michaelis in Gleim, der die einzige Freude in das kurze Leben des Jünglings brachte. Michaelis war ihm unendlich dankbar dafür, und aus diesem Gefühl heraus ist das Epigramm „An die Parcen" zu verstehen:

„Der Tag, der meinen Gleim mir gab,
Und dieser gestrige, den mir mein Gleim gegeben,
Gehörten schon für mein unsterblich Leben.
Von meinem irdischen, ihr Parcen, zieht es ab!" (I, 183)

Das gleich tiefe Gefühl der Dankbarkeit spricht aus „Auf Gleims Garten", trotzdem es künstlerisch recht unbedeutend ist.

Die Halberstädter legten sich gegenseitig ihre Gedichte nicht nur zur Beurteilung vor, es war zugleich ein Beweis der Liebe, den man dem Freunde mit seinem Werke brachte. Dies war ihnen die größte Freude und Ehre. Michaelis gibt dem deutlich Ausdruck in dem poetischen Briefe „An Herrn Dorat", wenn er sagt:

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„Priester eines Gottes, im Busen
Unschuld, und Lorbern im Haar,
Brachten wir nie den Musen,
Ohne der Freundschaft, Opfer dar.
Denn die Freundschaft und die Musen
Hatten einerley Altar.“ (II, 145 f.)

Klamer Schmidt, dem es in seinem Ämtchen leidlich gut ging, zeichnet in „Klamersruh“ ein für sich erstrebenswertes Leben. Daraus ersieht man, daß auch ihm Liebe und Freundschaft die höchsten Güter waren. Er wünscht sich eine kleine Hütte, tief im Grün versteckt,

„Aber auch nicht allzutief,
Daß sie Amor finden könnte,
Und wer meinen Freund sich nennte,
Oder auch ein Freundesbrief.“ (III, 223)

Wie die beiden Gefühle, Liebe und Freundschaft, bei den Halberstädtern durcheinandergehen, daß es mitunter schwer fällt, die Grenze zwischen ihnen zu ziehen, zeigt Klamer Schmidt in der „Inschrift“ zu seinen Neuen Poetischen Briefen, wenn er als einen Teil ihres Inhalts angibt:

„Liebe, werth, zu Freundschaft aufzureifen,
Freundschaft, werth, daß sie an Liebe grenzt.“ (III, 184)

Während hier weder die Freundschaft noch die Liebe höher eingeschätzt wird, wird in anderen Gedichten die Freundschaft als das höchste Glück gepriesen. Nicht durch größten Reichtum kann man sie erwerben. Sie ist ein Göttergeschenk, eine „Aethergeburt“, die das Glück — als Ausgleich — den Reichen versagt hat (III, 47).

In seinen jüngeren Erzeugnissen, wie im „Daphnis“ (II, 220 ff.), zeigt sich bei Klamer Schmidt noch der Einfluß von Gleims überschwenglichen Freundschaftsergüssen. In späteren Jahren findet man bei Klamer Schmidt ein treues Freundesherz, das ohne übertriebene Zärtlichkeit und Sentimentalität für die Freunde schlägt. Er verzeiht dem damals vielgescholtenen Heinse, „dem oft halben Wilden“, manchen Mutwillen, weil derselbe nicht unmittelbar aus dem Herzen kam (II, 464). Er fühlt mit Goeckingk den Schmerz

um dessen verstorbenes Nantchen. Er gedenkt voller Liebe seiner verstorbenen Freunde Michaelis, Bürger, Benzler, Spiegel und Abel in schlichten Worten (II, 464) und tröstet sich und andere mit der Hoffnung, im Paradiese einst mit ihnen wieder vereint zu sein.

Der Kultus der Freundschaft war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland überall verbreitet. Die Halberstädter, die in den siebziger Jahren ihre führende literarische Rolle schon ausgespielt hatten, hielten um so fester mit den treugebliebenen Freunden zusammen. Sie brauchten sich gegenseitig, literarisch und menschlich, weil sie bei ihrer „seßhaften Manier“ aufeinander angewiesen waren. Wenn Klamer Schmidt in seinem „Spaziergang. Eine Halberstädter Ekloge. 1799“ erzählt, daß er mit seinem Freunde Fischer, ohne es zu merken, schon am 6. Tore der Stadt angelangt war,

„Sich verwundernd beid' und beid' erhebend die Freundschaft,
Daß sie mit frohem Geschwätz die öden Pfade verkürzt.“
(III, 151)

so könnte man dies leicht als Motto über das Leben und Treiben in den späteren Jahren der Halberstädter setzen.

C. Wein.

In der frühen Dichtung Gleims gehört die Verherrlichung des Bacchus zu den Lieblingsthemen. Nach 1765 singt er immer seltener ein Preislied des Weins. Nur ganz vereinzelte Gedichte sind dem Lobe des Rebensaftes gewidmet. „Ein Trinklied“ (I, 262) bringt die Aufforderung, die flüchtige Zeit zu nützen und zu trinken. Während Gleim früher die Wonne des Trinkens noch durch fröhlichen Gesang zu erhöhen suchte, setzt er jetzt das Singen zugunsten des Trinkens zurück:

„Die Zeit hat allzuschnelle Schwingen,
Kein Augenblick ist zu versingen,
Trinkt, Brüder, trinkt, bezwingt das Faß.“

In demselben frischen Tempo wie „Ein Trinklied“, aber leichter und sorgloser ist „Der entschlossene Trinker“ (II, 306). Gern

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

hat er dem Gotte Bacchus durch einen kräftigen Trunk gehuldigt, sein Leben lang will er weiter trinken, denn der Wein bringt ihm Vergessenheit. Solange er trinkt, „schlafen alle seine Sorgen". Dasselbe Motiv behandelt das „Trinklied" (II, 308). Das Gedicht zielt auf eine Pointe hin, die allerdings ziemlich banal wirkt. Nachdem Gleim den Wein gelobt, der ihm die Sorgen verscheucht und ihn zum Dichten anregt, kommt er — wie Anakreon und Lessing — zu dem Schlusse, daß ein wahrer Trinker nie für einen Krieg stimmen würde, denn

„Besser ist berauschet liegen,
Als verwundet oder todt!"

Sein Trinkglas empfiehlt Gleim seinen Erben als wichtigsten Nachlaß (II, 98), denn daraus hat er „weise Trunkenheit" gelernt, und dieses Glas gab ihm die Inspiration zu seinen Liebesliedern.

Wenn Gleim sich in seinen Weinliedern als tapferen Trinker hinstellt, so ist dies ebenso fingiert, wie seine oft besungenen Liebesgefühle. Gleim bestätigt es selbst in einem seiner Hüttchenlieder (VII Nr. 138). Er möchte gern nachholen, was er in der Jugend versäumt hat:

„Ach ich bin ein Greis geworden,
Ohne Lieb' und ohne Wein!
Darum lasst mich, lasst mich lieben,
Lasst mich trinken, schenkt mir ein!"

Und an seinen Freund Ebert schreibt er im Jahre 1790: „Sie glauben nicht, wie wohl ich mich befinde. Trink- und Liebeslieder, ohne Wein und ohne Liebe, schmiede ich noch täglich um vier Uhr." [27])

Nach 1779 schwindet das Thema des Weins ganz aus Gleims Dichtung. In einzelnen Liedern des „Hüttchens" wird flüchtig des Weins gedacht, wie in dem vorhin angeführten oder in Nr. 124 S. 220, wo Gleim mit seinen „lieben, kleinen Freuden" bei einem „Schoppen Wein" fröhlich sein will. Aber nie wieder findet sich bei Gleim ein Preislied des Weins wie in den „Scherzhaften Liedern".

[27]) Wilhelm Körte, „J. W. L. Gleims Leben", Halberstadt 1811, S. 250.

Jacobi hat seine Leier niemals zu einem Lobliede des Weins gestimmt. Er, der von sich selbst sagte, daß ihm der Himmel nur „ein Herz voll zärtlicher Gefühle" gab, hatte keinen Sinn für die kräftigeren Freuden des Trinkens.

Michaelis behandelt das Motiv des Weins nur in den Jahren 1763/64, also noch vor seiner Halberstädter Periode. In den kleinen, dem Weine gewidmeten Gedichtchen vertritt er die Anschauung der Anakreontiker, sich das Leben durch den Wein zu verschönern, denn „Öfters bechern, selten Sorgen, / Macht das beste Testament". Der Wein verscheucht das Grübeln und das Mißvergnügen. Michaelis stellt sich selbst als sorglosen, fröhlichen Menschen hin, der das Leben genießt und es sich nicht durch Spekulationen schwer macht: „Nicht für die Disputanten, / Für uns wächst der Wein."

Michaelis' Lieder sind frisch, lebensvoll, in fröhlichem, munterem Tempo gehalten. Verkündet er einmal:

„Seine Becher wirklich leeren,
Das heißt Vater Libern ehren,
Und ein andres Lob ist schlecht", (I, 48)

so findet man bei ihm anderseits die Mahnung der Anakreontiker, mit Maßen zu genießen:

„Zecht, aber recht bescheiden!
Lyäus schwärmt!
Fern sey von unsren Freuden,
Wer boshaft lärmt." (I, 49)

Michaelis fordert, wie Gleim, auf, die Zeit auszunützen, die so schnell verfliegt; fröhlich zu sein und zu trinken, denn

„Bald vielleicht, vielleicht
Schon morgen
Hat uns Sultan Tod getrennt."

So schwebt über seinem carpe diem immer der wehmutsvolle Gedanke, daß das Menschenleben jäh ein Ende haben kann. Darum gilt es, dieses um jeden Preis auszukosten. Am deutlichsten tritt diese Auffassung in „An Nerinen" hervor, einem Etrenne aus dem Jahre 1772. In Motiv und Inhalt deckt es sich mit Gleims

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„Trinke, küsse,
Sieh, es ist heut Gelegenheit.
Wer weiß, wo du morgen bist,
Flüchtig ist die Zeit."

Aber während Gleim seinen Gedanken lustig, burschikos ausdrückt, hüllt Michaelis seine Idee in eine gehaltene, ruhig dahinfließende Form. Er stellt das Leben sinnbildlich als einen Fluß dar, dessen Wasser „eben und stille aus der Urne der Jahre rieselt", an dessen Ufern „Freude und Fülle emporsprießt". Diese soll der Mensch sich zu eigen machen:

„Und wir wandern seine Wasserfälle
Im Triumphgesang hinab;
Zeichnen jede schöne Stelle
Mit einem Thyrsusstab."

Der Genuß macht Michaelis nicht lebenssatt. Er ist bereit jeden neuen zu fassen, und sollte es der letzte sein, — ihn auszukosten und unterzugehen:

„Blicken zuweilen nach diesen Stäben, (Thyrsusstäben)
Gleich bereit, noch weiter zu gehn,
Oder den letzten dahin zu geben,
Und — für uns — die Quelle versiegt zu sehn." (I, 61)

Klamer Schmidt stellt sich in seiner Dichtung als echten Weintrinker hin, der den Tag in einer Becherschlacht bezwingt, ohne berauscht zu sein (III, 194). Humorvoll bittet er 1773 „den Schenken des schönen Gottes", ihm Achtundvierziger zu geben, denn da der Wein den Bischöfen und Prälaten schmeckt, wird er sicher auch „der Muse bekommen". Er will reinen, unvermischten Wein trinken und haßt das Wasser, den „Weinverderber":

„Feiges, albernes Wasser, Weinverderber,
Fort und trolle dich eilends zu dem schwarzen
Zeitungsfertiger Ziegra! . . ." (II, 395)

Auch den Punsch verachtet Klamer Schmidt als ein „Gemisch", das das Mahl entweiht (III, 83 f.). Verkündet er einmal, nur im Zusammenklange der Liebe und des Weins läge wahrer Genuß

(I, 423), so setzt er in seinem „Trinklied" (I, 349 f.) die Liebe zugunsten des Weins zurück. Wer seinem Becher ein Liebesliedchen singt, tut besser daran, als Amor zu preisen. Nur bei vollen Bechern kann man den Augenblick genießen, und nur der Wein ist des Menschen wahrster Freund. Er schmilzt oft „das starrende Tigerherz zur Menschlichkeit", führt den traurigen Seelen Hoffnung zu, gibt dem schläfrigen Genius neue Kraft und hilft den Menschen „lucianisch lächeln", denn

„. . . was in des Lebens Spiel
Mißtönend anschlägt, stimmt sie wieder
Nach der Musik der gefüllten Becher"
An eine Flasche alten Hochheimers (III, 48 f.)

Klamer Schmidt hat nach vielen Erfahrungen eingesehen, daß selbst das Schönste im Leben oft Enttäuschungen nach sich zieht. Deshalb will er nichts mehr bewundern, noch anbeten. Nur den Wein schließt er aus, der ihm die höchste Freude gibt:

„Alles hat sein Symbolum;
Wißt ihr meins? Nil admirari!
Vinum tamen excipe!" (I, 365)

Und noch im Jahre 1813 preist Klamer Schmidt den ersten Weinbauer, der durch seine Tat den Menschen die schönsten Freuden zuteil werden ließ:

„Glück auf dem großen, dem göttlichen Mann,
Der zuerst das Ein' und das Eine nur sann,
Uns sterbliche Brüder zu erfreun! —
Er sann's, und fand's, und bauete Wein!" (I, 461)

D. Natur.

Die Anakreontik, die in der Verbindung mit der Antike die Natur zu finden glaubte, verwendet das Motiv der Natur in vielen Variationen. Man findet jedoch in dieser Dichtung höchst selten wahres Naturgefühl. Die deskriptive Naturschilderung war bei den Anakreontikern konventionell geworden. Sie ließen sich an

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

einigen feststehenden Naturrequisiten genügen [28]), verlegten gern den Schauplatz in die arkadische Welt und ließen den ganzen mythologischen Apparat spielen.

1772 hatte Gleim in den „Liedern für das Volk" den Versuch gemacht, die Natur aus der Seele des Landvolkes heraus zu sehen und sie zu besingen. Doch sich liebevoll in die Natur zu versenken, die Natur innerlich zu erleben, ist Gleim auch in seinen späteren Jahren nicht geglückt. Seine Naturgedichte sind mehr Aufzählung der Sinneswahrnehmungen, denn es fehlt ihnen das Mitschwingen des tieferen Gefühles der Naturverbundenheit. Gleim bemüht sich zwar, diese Beziehung zwischen Ich und Natur herzustellen (II, 127), doch es wirkt nicht gefühlsmäßig, sondern logisch aufgebaut.

Wirkungsvoller bringt Gleim die Natur im Verhältnis zu seiner Freundschaft. Wenn er die im Glanz und voller Frische erwachende Natur im Gegensatz zu seiner traurigen Stimmung um verlorene Freundschaft malt, so wirkt die Idee gefühls- und bildmäßig, hervorgehoben durch den Kontrast der Naturstimmung und der Seelenstimmung des Dichters. Die leichten und zierlichen, an Stimmungsgehalt reichen Triolette „Der erste Mai", in denen die Natur im Zusammenhang mit der Liebe besungen wird, können Gleim nicht als persönliches Verdienst angerechnet werden, da sie sich der Tradition der Nachahmung des Trioletts „Le premier mai" von Ranchin anschlossen.

Jacobi begann sein Schaffen in der empfindsamen Epoche des deutschen Geisteslebens. In seinen frühesten Gedichten tritt die Naturschilderung noch stark in Verbindung mit Mythologie auf (I, 16 ff.; I, 37 ff.). Sie ist Kleinmalerei, die sich auch den entferntesten Objekten zuwendet und mitunter ins Geschmacklose ausartet [29]).

Dann gerät Jacobi in die Strömung, die sich im Lobe des Landlebens ergeht. Auch er sieht wahres Glück im stillen ländlichen Leben (I, 61; I, 160 ff.) und zeichnet die herrliche frohe

[28]) Vgl. Friedrich Ausfeld. „Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Ihre Beziehungen zur französischen und antiken Lyrik", Straßburg 1907.

[29]) Vgl. Ransohoff a. a. O. S. 13.

Natur im Gegensatze zu dem kalten Gepränge der Höfe (I, 11). In Deutschland wurden die sentimentalen Empfindungen durch englischen Einfluß noch erhöht. Auf Jacobi macht Sternes „Empfindsame Reise" großen Eindruck, und nach deren Muster schreibt er seine „Winterreise". In einem Dorfe unweit Duisburg zeigt sich ihm die Natur „in ihrer größten Einfalt, mit ihren wenigsten Bedürfnissen ... da wiederholt ich der Natur meinen Eid, ihr überall zu folgen" (I, 188). Tändelnd und empfindsam ist sein Verhältnis zur Natur in dem Kapitel „Der Taubenschlag" (I, 138 ff.), voller Fiktionen die Naturschilderung in „Der Fluß" (I, 182 ff.), und der Anblick einer Eiche veranlaßt ihn, sich in die Zeit der alten Germanen zu versetzen. Auch die Naturerscheinungen betrachtet Jacobi von dem Gesichtspunkt aus, „in welchen die Empfindung uns stellt". Er schreibt in seiner „Winterreise" (I, 152): „Ein ungeheurer Körper, um welchen unsre Erde sich bewegt, der aus ungemeßner Weite sie erleuchtet und erwärmt, ist ein großer Gedanke. Aber lieber ist mir die Sonne, so wie sie mir erscheint, wenn sie

„Mit dem Gesang der Abendflöte
In einem Wäldchen sich verliert;
Wenn sie die junge Morgenröthe
Zurück im Purpurkleide führt;
Hinter grün bepflanzten Höhen
Steiget sie herauf,
Lächelt Hirten, die sie sehen,
Und bemahlt in ihrem Lauf
Kleine Blumen, die entstehen."

Nur wenn ein Bild die zärtliche, empfindsame Seele Jacobis anregt, ergeht er sich in schwärmerischer Naturschilderung. Die Natur rein ästhetisch zu betrachten vermag Jacobi erst nach 1775. In ihm erwacht das Gefühl der Naturverbundenheit, er erkennt, daß nur das Sicheinsfühlen mit der Natur all ihre Schönheiten empfinden läßt:

„O wehe, wer sich nie vereint
Mit Wies' und Quell und Blüthenast." (III, 250)

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Von da an zeigt sich ein pantheistischer Zug in Jacobis Naturschilderung. Die Natur ist ihm der Tempel Gottes, und überall sieht er waltende göttliche Kraft,

„Die Baum und Wiesenquell erneut,
Ohn' Ende wirkt, ohn' Ende schafft,
Und noch das Grab voll Blumen streut." (III, 251)

Michaelis befreite sich innerlich am schnellsten von der Anakreontik. Nur in seinen frühesten Gedichten findet man Naturschilderungen, wo Dryaden, Nymphen, Faune, scherzhafte junge Weste und allerlei Vögel die Natur beleben. Es sind Erinnerungen an die Kindheit oder die Jugendzeit, denen Michaelis solche Farben verleiht. Schon 1765/66 haftet den Naturschilderungen in Michaelis' Dichtung nichts mehr von den tändelnden und sentimentalischen Elementen der Anakreontik an (I, 13; I, 30). Er gibt überall teils großangelegte Bilder, wie den Beginn des Herbstes in „An Gleim":

„Der schönste Herbst, den eine Nacht geboren,
Entriß sich heut dem mütterlichen Schooß;
Mit Flammen säugt ihn schon der Mittag groß," (I, 87)

teils idyllische Naturbilder wie die Schilderung der Kahnfahrt auf dem Meere bei anbrechender Nacht in dem poetischen Briefe „Paros und Hyla":

„Mählich entgleitete
Luna der Ferne.
Unter ihr breitete
Silber die Bahn;
Wellen bespiegelten
Wellen, und Sterne
Kamen, und flügelten
Hüpfend den Kahn
Und die müden Ruder ruhten." (II, 158)

Von allen Halberstädtern ist Klamer Schmidt der naturverbundenste Mensch. Trotz gelegentlicher Erwähnung beblümter Triften, des spielenden Zephyrs und der Schafherden findet man bei ihm nichts von der sentimentalen, tändelnden Naturschilderung Jacobis oder der trockenen Gleims, sondern wahres Naturgefühl. Er gebraucht gern Vergleiche aus der Natur. So erscheint ihm die Träne im Auge der Geliebten „Wie Morgenthau im Kelch der Rose" (II, 41). Auf ein „halbes Götterleben" würde er verzichten, könnte er dadurch dem geliebten Mädchen eine Viertelstunde erkaufen „Hoch und herrlich wie das Leben auf der hohen Geiß!" (II, 42). Er greift zu einem Vergleiche aus der Natur, um sein vergnügtes Treiben auf dem Blocksberge zu schildern. So fröhlich wie er mit seinen Damen bei Musikklängen

„. . . so springt,
Wenn heimische Linden
Der Frühling verjüngt,
Der Zephyr bei weitem
So wonnevoll nicht." (II, 25)

In freier Natur umweht den Menschen ein Hauch Gottes und weitet sein Herz für Schönheit und Güte (II, 229). Der dunkle Buchenwald ist Klamer Schmidt heilig, weil er ihn Gottes Wesen und sein Walten fühlen läßt:

„Heilig, wie der Glaub' ist hier
Diese Nacht der Buchen:
Giebt's zum Himmel eine Thür,
Hier ist sie zu suchen!" (II, 218)

Auch wenn er auf der hohen Geiß „unter ihren tausend hoch im Schooß der Himmelswolke ruhenden Waldtannen" steht (II, 42), fühlt er sich Gott und sich selbst näher.

Selten jedoch findet man bei Klamer Schmidt so groß angelegte Bilder wie das von den Waldtannen oder das der in nächtlicher Stille ruhenden Erde in „Petrarkas Selbstgespräch" (II, 206). Größtenteils ist seine Naturschilderung liebevolle Kleinmalerei, wofür als besonders charakteristisches Beispiel der Anfang des Gedichtes „An Wise" (II, 61) diene:

„Sieh! schon beginnt sie unser großes Heer
Von Liebesküssen zu beschatten, ach!
Die grünende Kastanie, worauf
Der jungen frohen Nachbarkinder viel
Umher sich tummeln, und der Amor noch

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Unendlich mehr! Aufbricht die blendende,
Getraubte Blüthe, die den Käfermann
Herbei zu seinem Käferweibe lockt!
Damit er nicht vergessen werde, ruft
Der Kuckuck lustig seinen Namen und
Die Zahl von unsern Liebesjahren aus!
Die Wegwartblume, rund und leicht gebaut,
Wie Wünsche kleiner Narren, fodert schon
Die Stärke deines schönen Athems auf!
Maiblumen läuten mit der kleinen Glocke, wenn
Der traute West geheimen Einzug hält!
Mit Golde deckt der langgeword'ne Tag
Die langen Dächer; reich mit Silber deckt
Die Blumengöttin jeden grünen Zweig!"

Dabei ist Klamer Schmidts Naturschilderung immer verwoben mit persönlichem Gefühl oder Erlebnis, wie in den bisher zitierten Gedichten oder in seinem „Frühlingslied" (I, 328 f.):

„Es guckt sich so gülden
Ins Frühjahr hinein",

in dem die leicht hinhüpfenden Daktylen durch ihre rasch nachschlagenden Kürzen recht gut das frohe Lebensgefühl des Dichters veranschaulichen.

Zusammenfassend kann von der Halberstädter Anakreontik gesagt werden: In den sechziger Jahren ist sie eine Mischung der Anakreonteen und der französischen Gesellschaftspoesie. Ein der französischen Sinnesart gemäßer Epikureismus, eine nach eigener Anschauung umgebildete Antike sind für diese tändelnde Dichtkunst kennzeichnend. Ihr Kolorit ist das der arkadischen Schäferwelt. Die poetische Gefühlszärtlichkeit wird auch in den Freundschaftskultus hinübergenommen.

Gleim und die Seinen wollen Lebensgenuß und Lebensfreude verkünden. Sie besitzen aber zu wenig poetische Kraft, um diese Gefühle in eigener Weise zu besingen, um so mehr, da sie das Ich des Dichters nicht mit dem des Menschen identifizieren wollen.

Sie leihen sich die Ausdruckswelt Anakreons. Lyäus, Amor, Cythere und ihr ganzes Gefolge gastieren bei den Halberstädtern.

Durch Klotz wird Jacobi auf die geschnittenen Steine der Alten aufmerksam gemacht. Durch Jacobi sicher seine Halberstädter Freunde. Die Lippertsche Daktyliothek, die in den fünfziger Jahren fertig wurde, mußte — als entzückende Kleinkunst — das Gefallen der Halberstädter hervorrufen. Es ist möglich, daß diese Gemmensammlung den Halberstädtern die Anregung zu vielen ihrer Gedichte gab, denn zahlreiche Motive hat ihre Dichtung mit den Gemmen gemeinsam. Um nur diejenigen zu nennen, die zahlenmäßig in der größten Variierung vorkommen:

1. Die Macht Amors, die den Stärksten bezwingt
   = Dakt. I, 360 (786); I, 361 (784); II, 327: Amor reitet auf einem Löwen, den er bezwungen hat.
   = Dakt. I, 280 (606): Herkules widerstrebt und erliegt dennoch Amors Macht.
   = Dakt. I, 281 (605): Herkules kniet, Amor sitzt ihm auf Arm und Schulter.
   = Dakt. I, 282 (609): Herkules wird als Gefangener mit auf dem Rücken gefesselten Händen von Amor fortgeführt.
   = Dakt. III, 314: Cupido zerbricht den Donnerkeil Jupiters.
2. Aufruf zum schnellen Genießen der Lebensfreuden
   = Dakt. III, 148: Bacchus und Ariadne fahren auf einem Wagen, der von Horen gezogen wird, die Cupido mit der Fackel (als

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Peitsche) antreibt, Ein anderer Amor, der noch ungeduldiger ist, stemmt seine Hand an ein Rad des Wagens, um dieses schneller vorwärts zu schieben.

3. Amors Sieg über Bacchus = Dakt. I, 368 (791): Cupido mit dem Thyrsusstab auf dem Triumphwagen des Bacchus, der von einem Löwen und einem Ziegenbock gezogen wird.

4. Die Liebe, die dem Menschen auch Unruhe und Leid bereitet = Dakt. I, 372 (824); II, 347; und Dakt. I, 363 (823): Cupido, auf einem Felsen sitzend, hält die Psyche in Gestalt eines Schmetterlings in den Händen.

= Dakt. II, 352: Cupido nagelt den Schmetterling an einen Baumstumpf.

= Dakt. III, 330: Cupido, einen Schmetterling in grausamem Spiel verbrennend.

5. Seelische Liebe = Dakt. III, 329: Amor und Psyche.

= Dakt. I, 373 (843): Der Hochzeitszug des Amor und der Psyche, die mit einem Brautschleier einherschreitet. Hymen geht mit der Fackel voraus, ein kleiner Cupido folgt, Nüsse streuend.

6. Amor und Amoretten bei ihrem Handwerk = Dakt. II, 316: Drei Amoretten in einer Hütte — wie Holzhandwerker — ihr Handwerk ausübend.

= Dakt. II, 317: Amor, einen Bogen haltend, schon im Begriff, ein Geschoß aus dem Köcher herauszunehmen.

= Dakt. II, 318: Amor, einen Pfeil in den Bogen steckend.

7. Verkleidungsgestalten Amors = Dakt. I, 366 (808); II, 319: Amor als Angler.

= Dakt. II, 315: Amor als Bildhauer.

= Dakt. III, 325: Amor von der Jagd zurückkehrend, in der rechten Hand einen Hasen, auf der linken Schulter zwei Rebhühner an einem knotigen Stock oder Hirtenstab tragend.

8. Verschiedene Bilder der nackten und badenden Venus = Dakt. I, 78—87.

9. Grazien und Musen und dergleichen mehr.

Die ständige Ausbildung der einmal zum Vorbild genommenen Sujets wurde für die Halberstädter verhängnisvoll. Die meist angewandte Form der drei- oder vierhebigen vier- bis achtzeiligen Strophe, die alltägliche, wenig gewählte Sprache, die vielen Akzentversetzungen und unreinen Reime — abgesehen von den nieder-

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

sächsischen Dialektreimen — taten dem künstlerischen Werte der Halberstädter Anakreontik weiteren Abbruch. Die Kunstanschauung ihrer Vertreter — daß nicht eigenes Erlebnis, sondern angenommene Gefühle das Wesen der Dichtkunst bilden —, trieb sie zur Überkünstelung. Erst nachdem sie diesen Standpunkt überwunden hatten, wurde ihre Dichtung freier und ansprechender.

Auch erschlossen sich ihnen jetzt neue Vorbilder. Sie zogen Bodmers Ausgabe der Minnesänger (1748), Meinhards Übersetzungen Petrarkas (1763 f.) heran und versuchten sich in diesen Gattungen. Zwar blieben diese Versuche auch nur schwache Nachahmungen, waren aber immerhin ein Schritt vorwärts.

Das Bestreben einer größeren Natürlichkeit zeigt sich bei den Halberstädtern in ihrer veränderten Stellung zur Natur. Die teleologischen Ideen der Naturbetrachtung, das rokokohaft Überkünstelte der früheren Naturanschauung weichen theologischen Betrachtungen, werden verdrängt von der Sehnsucht nach freierer Empfindung und Gestaltung [30]). Immer öfter rufen sie in ihren Dichtungen zum Verlassen der Stadt auf und preisen das Landleben als ideal. Doch der Sturm und Drang geht an ihnen spurlos vorüber. Michaelis war tot, Jacobi ging nach Düsseldorf — und dort entwickelt sich in ihm unter dem Einfluß der neuen Strömung eine wirkliche Naturverbundenheit —, aber Gleim und Klamer Schmidt, die allein in Halberstadt geblieben waren, wurzelten zu tief im Althergebrachten, um sich völlig umzustellen. Ihre Dichtung wird zwar auch subjektiver, doch trennt sie vom Sturm und Drang das gänzliche Fehlen des Emotionalen. Im Familien- und Freundeskreise leben sie ruhig dahin. 1785 schreibt Elisa von der Recke an Bürger: „... waren auch täglich mit uns bei Vater Gleim von 8 Uhr morgens — bis 10 Uhr des Abends. Jede Stunde wurd' uns da zum Seelenfeste ... O, warum haben Sie uns nicht hier besucht? Hier, wo Friede, Freude und edle Liebe einheimisch sind!“ [31]) Die Halberstädter Lieder spiegeln dies stille zufriedene Dasein wieder. Von Zeit zu Zeit taucht in ihrer Dichtung immer wieder ein Liedchen auf, das ganz in der früheren anakreontischen

[30]) Vgl. Jacobis Vorliebe für die englischen Parks.

[31]) G. A. Bürgers Briefwechsel, hrsg. von A. Strodtmann, Bd. III S. 150.

G.A. Bürger-Archiv

Art gehalten ist, denn ihr Leben lang behielten die Halberstädter eine Vorliebe für die graziöse, leichttändelnde Rokokopoesie.

Einen anderen Weg ging Goeckingk. Auch seine Dichtung weist mannigfache anakreontische Spuren auf, aber er war eine reichere Persönlichkeit, als die Halberstädter, hatte auch andere Lebensziele als diese, und blieb nicht immer bei der einen Gattung. Wie weit seine Werke Anakreontik sind, inwiefern Goeckingk von dieser abweicht, soll im folgenden gezeigt werden.

KÖNYVTÁR SZEGED

G.A. Bürger-Archiv

II. Leopold Friedrich Günther von Goeckingk.

Schon Goeckingks Stellung zur Poesie ist eine andere als die der Halberstädter. In manchen Ansichten berührt er sich mit den Anakreontikern, in vielen weicht er ganz von ihnen ab. Auch ihm ist die Poesie noch Freudenbringerin:

„Könnt' ich in die Welt, durch Macht
Süßer Lieder, Freude bringen,
Hätt' ich unter allen Dingen,
Wohl das best' hinein gebracht." (III, 80) [1])

Doch warnt Goeckingk einen jungen Dichter vor dem dornenvollen Wege der Dichtkunst, die den Dichter zwar berühmt macht, ihm aber nicht die seelische Unrast lindert:

„Der Geist, o Freund, verdient zwar immer
Bewunderung, doch selten Neid.
Liebt er Gesänge? Desto schlimmer!
Ruh', singt er, und Zufriedenheit,
Oft andern Herzen, seinem — nimmer!" (I, 174) [2])

Einziger Lebensinhalt ist Goeckingk die Poesie nie gewesen. Sie war ihm angenehme und liebe Nebenbeschäftigung. Er empfindet es zwar bitter, daß die Kunst von ihren Jüngern materielle Opfer fordert, diese aber auf sich zu nehmen, hätte Goeckingk nie vermocht, wie könnte er sonst in der Epistel „An Herrn **, einen jungen Dichter" sagen:

„Daß Gleim bei altem Rhein'schen Weine,
Durch Scherz der Freunde Busen schwellt;

[1]) Vgl. Werke I S. XXII f. u. Bd. I S. 194.
[2]) Vgl. auch Goeckingks Epistel „An Bürger, in Appenrode" IV, 80 und I S. 25.

Daß sich der Sänger an der Leine,
Ein Reitpferd zum Vergnügen hält:
Das danken ihrem Acten-Schreine
Und Corpus juris, beide sie.
Daß an des Mangels harter Kruste
Michaelis aber nagen mußte:
Wem dankt' er das? der Poesie." (I, 190)

Am 23. Februar 1778 schreibt Goeckingk an Bürger: „Daß Euch vor der lieben Poesie ekelt, nimmt mich eben nicht Wunder; denn was hat man am Ende davon? Ich indeß würde auch nichts mehr davon haben, wenn ich nie einen Vers auf den anderen gereimt hätte. Ich bemitleide den Poeten von Profession gar sehr; dagegen befind ich mich nicht ganz übel dabey, daß ich manche Stunde verreime, welche ich sonst wohl mit Betrachtung des Laufs der Welt, d. h. übel zubringen würde." [3]) Und im Jahre 1779 schreibt er gar: „Ich habe jetzt ein opus desperatum für das Museum übernommen, das mir wohl gelingen sollte, wenn ich nur sitzen könnte. Doch, ich will mir einen hölzernen Esel machen lassen und darauf reiten, weil ich ohnehin ja so ein Rindvieh gewesen bin, mich einer Kunst zu widmen, die gerade die einzige ist, bei der man kaum seine Hosen in Reparatur erhalten kann, sieht Er!" [4])

Auch Goeckingk dichtet für seine Freunde und nicht „um in der großen Welt zu schimmern". Aber im Gegensatze zu den fingierten Gefühlen der Anakreontiker will er natürlich sein:

„So wie ich bin, so will ich seyn,
Und so mich meinen Freunden geben." (I, V u. II, 202)

Er vertritt die Meinung, daß erteilte Lehren mit dem Leben übereinstimmen sollen (I, XXIII—XXV). Um etwas Großes in der Kunst zu leisten, müsse der Dichter mit offenem Sinn die Welt durchforschen und in das Wesen aller Dinge eindringen. Tut er dies nicht, so bleibt seine Dichtung ohne Bedeutung, leere Tändelei. Dann singt er vielleicht nur ... dem Ohr!

[3]) Bürgers Briefwechsel Bd. II S. 235.
[4]) Bürgers Briefwechsel Bd. II S. 346.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„Der Damen an den Toiletten,
Von Grazien und von Amoretten,
Von Venus und von Cypripor,
In feinen, reinen, kleinen, netten
Gesängen, braven Schnickschnack vor.“ (I, 182)

Geht Goeckingk theoretisch gegen die Anakreontik vor, so kommt er doch in der Behandlung einzelner Motive den Halberstädtern sehr nahe. Wenn er in der Epistel „An Exter, in Zweibrücken“ seinen Freund mit den Worten zu sich ruft:

„Komm denn an die naßgeweinten Wangen,
An die Brust, die vor Verlangen
Hoch dir schon entgegenschwillt,
In die Arme, welk von Kummer,
An das Herz, dem selbst der Schlummer,
Nachts, die Seufzer nicht mehr stillt.“ (I, 31 f.)

so erinnert dies lebhaft an den Briefwechsel Gleims und Jacobis. Auch das Hirtenmilieu führt Goeckingk in diese Epistel ein. Glücklich und sorgenfrei wäre er mit seinem Freunde im stillen Schäferhüttchen, sein Schicksal zufrieden aus Gottes Hand hinnehmend.

Bald jedoch schwinden diese Töne bei Goeckingk. Er sendet zwar wiederum Einladungen an alte Freunde (I, 127 ff.), mit denen er die freien Stunden froh verbringen will, da dies jegliche Sorgen verscheucht.

„Sind ein alter Freund, wie du
Und ein alter Wein, nicht Sachen,
Die den Gram in einem Nu
Wandeln um in Scherz und Lachen?“ (I, 129)

als Ausdruck dieser Stimmung klingt natürlich und echt empfunden. Er schätzt die Freundschaft mehr als die Liebe und spottet ein wenig über die schwärmenden, vergötternden Anbeter und die schwärmerisch genießenden Liebhaber:

„Mag die Freundschaft nur mein Herz
Immer mehr an sich gewöhnen!
Liebe, mit Petrarca's Sehnen,
Ist ein gar zu langer Schmerz,

Liebe zu Horazens Schönen,
Ist ein gar zu kurzer Scherz. “ (I, 61)

Aber auch er singt von den Freuden und Leiden der Liebe. Seine „Lieder zweier Liebenden“ spiegeln das Liebesverhältnis zu Sophie Philippine Vopel wieder. Es sind zumeist Situationsbilder, die einzelne Begebenheiten aus dem Leben der Liebenden schildern. Der wirklich erlebte Hintergrund bedingt den Unterschied zwischen Goeckingks Liebesliedern und denen der Anakreontiker.

Goeckingks lebhaftem Temperament und seinem Hang zum Natürlichen sagte die empfindsame Tändelei der Anakreontik nicht zu. Hatte Goeckingk in der Epistel an einen jungen Dichter die anakreontischen Liederchen als „braven Schnickschnack“ bezeichnet, so wendet er sich in der Epistel „An Kästner, in Göttingen“, 1777, offen gegen diese Gattung:

„Die Männerchen von Zuckerguß,
Die gleich auf jedem Nautilus
Auch eine Venus schiffen sehen,
Für die der Gott der Liebe stehen
Und ewig Pfeile wetzen muß:
Kurz, diese Narrn und Närrchen alle,
Verdienen, daß man auf sie kreuzt.“ (I, 212 f.)

Trotzdem finden sich in den „Liedern zweier Liebenden“ einige anakreontische Anklänge. So in dem Gedicht „Als er seinem Tode entgegensah“, wo sich Goeckingk zuweilen in den typischen Vergleichen und Ausdrücken der Anakreontiker bewegt. Als der Dichter nach längerer Krankheit sich zum ersten Male im Spiegel besieht, sagt er von seinem Bilde:

„Welch ein dürres weißes Thal
Sind itzt diese Rosenhügel
Meiner Wangen? wie so klein
Wie so düster diese Sonnen?
Suada, Scherz und Schmeicheleyn,
Sind von meinem Mund' entronnen.“ (III, 133).

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Züge der Schäferlyrik finden sich bei Goeckingk nur vereinzelt. Zum Motiv der „Einladung auf das Land“ wird das von den Anakreontikern so oft geäußerte Lob des Hirtenlebens:

„Komm, mein frommer Amarant,
Lass uns Hirten werden!
. . . . . .
Was den Hirten Rosen streut:
Unschuld und Zufriedenheit,
Haben wir ja Beide!“ (III, 45)

Ein typisch anakreontisches Bild bringt Goeckingk in „An Nantchen. Die Erscheinung Apolls und Amors“. Apoll und Amor finden den Dichter unter einem Lindenbaum schlafend. Amor erinnert sich, daß er seinen Bogen für diesen noch nie gespannt hat, und freut sich, dies endlich tun zu können. Apollo will den Pfeil zunächst abwehren, aber schließlich willigt er ein, denn

„Plutus soll mit allen Narren
Stutzen, daß durch unsre Macht,
Nicht durch seine Silberbarren,
Edle Wollust beiden lacht.“ (III, 94 f.)

Amor schießt den Pfeil ab, trifft den Dichter und ruft diesem noch zu, daß nur Nante die Wunde heilen könne. In dem Augenblick kommt Nante, und der Dichter bricht in die überschwenglichen Worte aus:

„Götter! o wie ward mir da,
Als ich schon auf deinen Wangen
Die verheißne Wollust sah!“ (III, 95)

Doch Goeckingk fühlt sich in den Regionen der Fiktion nicht wohl. Die Antwort auf die Erscheinung Apolls und Amors legt er seinem Nantchen in den Mund. Sie könne dem Dichter für sein Lied keinen Dank sagen, höchstens Lob. Und wenn er ihr die Dreistigkeit verzeihen wollte, würde sie auch dieses zurücknehmen, denn sie lebt in „dieser Welt, nicht wo Apoll und Amor spricht“:

„Eh' Deine Stimme durch die Röhren
Des Ohrs, sich in mein Herz verlor,
Da sang ich gern von Amorn und Cytheren
Mir am Klaviere Lieder vor.

Oft tränkten sie mich mit Vergnügen,
Doch mit Empfindung selten nur;
Denn welches Herz läßt sich so leicht betrügen?
Du, du bist Wahrheit, o Natur!“ (III, 96 f.) [5])

Goeckingks Streben nach Natürlichkeit und die wirklich erlebten Gefühle verleihen den „Liedern zweier Liebenden“ ihre Schlichtheit. Aus ihnen spricht tiefe Empfindung, die ihren Ausdruck in einer lebendigen, natürlichen Sprache findet. Goeckingk, der liebevolle Naturverehrer, findet mitunter in Verwebung der Landschaft mit dem Gefühl innigen Volksliedton, wie in „Nachts, zwölf Uhr“, das mit den Worten beginnt:

„Der Himmel ist so trübe,
Es scheint nicht Mond, nicht Stern,
Der aber, den ich liebe,
Ist itzt so fern, so fern!“ (III, 69)

Goeckingk verbindet auch den Gefühlseindruck mit realistischer Milieuschilderung. Nantchen ist in Sorge, wie die nächtlichen Besuche Amarants zu verbergen sein werden, da der Herbstwind schon das Laub verweht, das sonst die Liebenden schützte:

„Was wird uns nun im Vollmond' noch verstecken?
Kalt sey die Nacht; für mich
Ist's warm genug; doch wird kein Schnee entdecken,
Wer durch das Pförtchen schlich?

Wird nicht der Gänse Schnattern, nicht das Knarren
Der Thüren, das Gebell
Der Hunde, dich verrathen? Welch ein Harren
Für mich, am Kammerschwell'?“ (III, 39)

Diese Schilderung der ländlich häuslichen Umgebung ist geschickt in das lyrische Ganze hineingebracht.

Mitunter ist der realistische Zug allerdings so stark daß er hart die Parodie streift. In „An Nantchen. Nach einem Brande“ schildert der Dichter die Erregung der Leute beim Ausbruch des Brandes folgendermaßen:

---

[5]) Siehe auch Werke II S. 216.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„Die Trommel ging, die Glocke klang,
Der Wächter stieß ins Rohr,
Aus jeder Thür' und Fenster sprang
Ein bloßes Hemd' hervor." (III, 78)

Der Gefühlsinhalt der Lieder kommt bei Goeckingk durch die Schilderung zum Ausdruck. Er schreibt seine Gedichte aus dem unmittelbaren lebendigen Gefühlserlebnis heraus. Er reflektiert nicht über seine Gefühle, sondern schreibt sie nieder, wie sie ihm kommen, was den realistischen Eindruck der Gedichte bedingt. Als charakteristisches Beispiel diene „Der Winterabend. Vor einer Reise zu Nantchen", III, 18 ff., in dem der vorwärtsdringende Rhythmus der Sprache ganz besonders den Inhalt des Gedichts veranschaulicht.

Das kräftige innere Leben, die Intensität des Gefühls, der Einklang des Tempos mit dem Sinne und die natürliche, lebendige Sprache der Lieder zweier Liebenden machen das Erlebnis des Dichters auch zum Erlebnis des Lesers. Bürger schreibt an Chr. H. Boie: „Ich habe ... die ganze noch ungedruckte Sammlung von Amarants und Nantchens Gedichten gesehen und ich muß sagen, daß mir wenig Gedichte bekannt sind, die wahrer und stärker im Gefühl und Ausdruck waren." [6]) Das echte Gefühl in der Lyrik Goeckingks ist es, was Bürger mit diesem — abgesehen von ihrer dauernden persönlichen Freundschaft [7]) — verbindet und sie von den Halberstädtern trennt.

Noch eine andere Eigenschaft der Goeckingkschen Lieder mußte Bürger unwiderstehlich anziehen: die unmittelbar aus dem Leben, aus der Umgebung gegriffenen Bilder. Bürger, der in dieser Zeit nach „populärer, aber doch wahrer, ächter" Poesie strebt, schreibt am 5. Dezember 1776 an Boie, in bezug auf das Gedicht Nantchens „Als sie Amarant auf der Reise vermuthete": „Welche neue, welche lebendige Bilder! Und doch so nah um sich aufgefaßt! Es giebt so viel wahren poetischen Vorrath dicht um uns her und doch greifen wir gemeiniglich immer nach dem weitesten. Jener gehört zur Popularität." [8]) Doch bevor Bürger zu dieser Kunstanschauung gelangte, hatte er einen weiten Weg zu durchwandern.

[6]) G. A. Bürgers Briefwechsel, hrsg. von A. Strodtmann, Bd. I S. 263.
[7]) G. A. Bürgers Briefw. Bd. III S. 205, Bd. III S. 227, Bd. IV S. 223 f.
[8]) G. A. Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 372.

III. G. A. Bürgers Werden als Mensch und Dichter.

Gottfried August Bürgers ungebändigtes Temperament, das ihn zu der Liebe zweier Schwestern führte, die er gleichzeitig als Frauen besaß, rief auch eine Umwälzung in der Lyrik hervor. Denn die Bedeutung dieser Liebe lag darin, daß die Welt davon in Liedern erfuhr, die die ganze Seele des Dichters aufdeckten.

In der Lyrik des vorhergehenden Zeitraumes kam es selten vor, daß der Dichter eigne Stimmung gab, oder gar von seinem Innenleben redete. Die Anakreontiker und die Idyllendichter machten den Versuch, naive Kindlichkeit in ihrer Dichtung zu geben, um alles Nüchterne, Rationale und Pathetische abzustreifen. Der Versuch mißlang. Bürgers Lyrik nun offenbarte eine große Seele, ihre ganze Zerrissenheit. Es erwuchs die Frage, wie weit der Dichter berechtigt sei, seine Seelenuntergründe in der Dichtung zu entschleiern. Schiller verdammte die ungeläuterte, ihr Triebleben offenbarende Individualität des Dichters. Aber Bürger war Realist und machte immer wieder die Schilderung des Erlebens ohne alle Idealisierung zum Kunstprinzip. Er konnte sich nicht zu dem Standpunkt eines Schiller hinaufschwingen, sein unmittelbares Erleben überwinden und in die Sphäre einer idealisierenden Kunst emporheben. Ähnlich wie Goethe von Günther, so sagte Herder von Bürger: „Er lernte vieles, nur nicht sich selbst bezwingen, anhaltend ausdauren, Maaß und Zweck seiner Bestimmung kennen; er ward also nie sein selbst mächtig." [1])

Aufgewachsen ist Bürger unter den ungünstigsten Verhältnissen. Ein phlegmatischer Vater, dem Ruhe und eine Tabakspfeife über alles ging, eine Mutter, klug aber ungebildet, derb, unruhig und zänkisch veranlagt, die in hämischen Bemerkungen

[1]) Herders sämtliche Werke, hrsg. von Bernhard Suphan, Bd. XX S. 378.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

ihren Gefühlen freien Lauf ließ, waren dem Jungen schlechte Vorbilder. Ein mangelhafter, unsystematischer Unterricht trug dazu bei, daß der Knabe den Fleiß geregelter Arbeit nicht kennen lernte. Auch die weitere unpädagogische Erziehung durch den Großvater Bauer lehrte Bürger nicht, eine begonnene Arbeit zu Ende zu führen.

Dem Wunsche des Großvaters gemäß geht er 1764 nach Halle, um Theologie zu studieren. Aber innerlich haltlos, mit der Abneigung zu dem ihm aufgezwungenen Studium der Theologie, ergibt sich Bürger einem leichtsinnigen Leben. Bald gerät er unter den Einfluß des berüchtigten Professors Christian Adolph Klotz, der ihn zwar vielfach zu literarischen Arbeiten anregte, aber ihn die Achtung vor der Wissenschaft und ernster, anhaltender Arbeit nicht lehren kann.

Auch in Göttingen, wohin er übergesiedelt ist, um die Jurisprudenz zu erlernen, führt Bürger ein lockeres Leben. Der Mangel an guter Gesellschaft bringt ihn in die mißlichsten Situationen, sein Hang zu einem lustigen Leben, seine sinnliche Natur — an den Rand des Abgrundes. Erst als sich Gleim, Boie und andere seiner annehmen, beginnt Bürger ein anderes Leben und nimmt sich selbst mehr in Zucht, besonders da, wo er mit Freunden geistiger Gemeinschaft nach Zielen strebt. Boie schreibt in dieser Zeit, Januar 1771, an Gleim: „Herr B. lebt itzt auf eine untadelhafte Art und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig.“[2])

Bürger hatte schon auf dem Pädagogium einige Gedichte verfaßt. Ein lateinisches und zwei Oden in Klopstocks Manier. Von Klotz angeregt, beschäftigt er sich während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Aschersleben 1767/68 mit griechischen und römischen Schriftstellern [3]), versucht im Jahre 1769 eine Verdeutschung des Pervigilium Veneris und eine Übersetzung der Ilias. Außerdem dichtet er selbständig einige Lieder. Wein und Liebeständelei sind ihre Themen. Bacchus und Amor werden verherrlicht. Die Weinlieder sind kräftiger, die anderen spielerich, frivol oder bänkelsängerisch, ganz im Tone der Anakreontik. Auch die Art petrarkischer Nachahmung, wie sie die Halberstädter liebten, ist vertreten. In Anlehnung an Bernard entsteht die Idylle „Das

[2]) G. A. Bürgers Briefwechsel, hrsg. von A. Strodtmann, Bd. I S. 23.
[3]) G. A. Bürgers Briefwechsel, hrsg. von A. Strodtmann, Bd. I S. 4.

G.A. Bürger-Archiv

Dörfchen“, und der sentimentale Zug der Anakreontik zeigt sich in dem „Huldigungslied“. Aber schon in einzelnen dieser Gedichte brechen mitunter leidenschaftliche Gefühle durch, die auf den späteren Bürger hinweisen.

Als Bürger in Göttingen in neuem Freundeskreise ein anderes Leben beginnt, entwickeln sich seine guten Anlagen. Die Freunde lieben ihn, der burschikos und übermütig, aber immer offen, stolz und jeder Schmeichelei abhold ist. Bürger arbeitet fleißig für seine juristischen Studien, mit gleichgesinnten jungen Leuten bildet er sich geistig weiter. Mit Sprengel, Biester, Boie und v. Kielmannsegge liest er Shakespeare im Original, mit Gotter und den anderen treibt er Spanisch, Italienisch und beschäftigt sich mit dem deutschen Mittelalter.

Wie kaum einer bessert und feilt er an seinen Gedichten und nimmt sich vor, „Wohlklang und Correctheit“ so weit auszubilden, als es in seinen Kräften steht [4]). Die Freunde schätzen den jungen Bürger als den, der kraftvoll und charakteristisch singt; er selbst freut sich über jedes Lob, und es ist ihm Ansporn zu weiterer Arbeit. Wenn Bürger auch in späterer Zeit so lebhaft nach „Löbchen“ hascht, so darf man ihm dies nicht als Eitelkeit anrechnen. Er war in sich selbst nicht genug gefestigt, um die Anerkennung anderer entbehren zu können. In Tagen geistiger Erschlaffung, die bei Bürgers problematischer Natur durch den geringsten Anstoß hervorgerufen werden konnte, zweifelt er an seinem eigenen Können: „Ich thäte wohl besser, wenn ich alles Versmachen ganz und gar einstellte“, schreibt er, „denn ich bin wirklich zu kraftlos, mich nur denen vom zweyten Range unter uns nachzuschwingen. Ich fühle nicht die lebendige Quelle in mir, die unaufhaltsam und von selber hervorströmt, sondern ich muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen.“ [5])

Bürger ist kein Improvisator gewesen, er dichtet nur, wenn er muß, d. h. wenn die Not ihn zwingt. Gedanken und Ideen hatte er wohl, war aber zu faul, sie auszuführen. Erst wenn ihm das Feuer schon auf den Fingernägeln brennt [6]), reißt er sich zusammen.

[4]) G. A. Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 38.
[5]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 42.
[6]) Bürgers Briefwechsel Bd. II S. 231.

G.A. Bürger-Archiv

Seine schlechte pekuniäre Lage drückt ihn nieder. Von seinen Freunden gestützt und aufgemuntert, strebt er in geordnete Verhältnisse zu kommen. Sein Briefwechsel in der Zeit vom 31. März bis zum 29. Juni 1772 zeigt, wie sehr sich Bürger bemühte, die Amtmannsstelle in Gelliehausen zu erhalten. Am 18. Mai 1772 schreibt er an Boie: „Die Ungewißheit meines Schicksals ist wie ein Centner meiner Phantasie an die Beine gebunden, so daß sie sich nicht dahin erheben kann, wo sie sonst so gerne zu schweben pflegt. Aber ich hoffe die Fesseln werden endlich abfallen und die Muse wird sagen: Steh auf und wandle! — Meine freundliche Engelgute Wirthin (Hofrätin Liste) ermuntert mich oft, ein Frühlingslied zu singen, welches eine eigne von allen bisher gesungenen verschiedene Wendung hätte. Die Empfindung dazu hat sich auch schon meiner Brust bemächtigt, allein meine Phantasie ist noch an Bildern zu arm, als daß ich die Kehle schon räuspern und anstimmen könnte.“ [7]) Aber jede Aussicht auf eine Besserung läßt Bürgers elastische Natur neu aufleben, und dann ist er voller Hoffnungen.

Die eben angeführten Worte Bürgers lassen gleichzeitig erkennen, daß er wie jeder große Lyriker schafft. Er intensiviert sich selbst ins Werk; er gibt mehr, als er im Augenblicke hat. Die Zähigkeit der Arbeit ist der Weg zur Steigerung des Erlebnisses zum Kunstwerk. Und Bürger hat zäh und intensiv gearbeitet wie kaum einer. Aber er brauchte Muße für seine dichterischen Arbeiten. Selbst die Größten unserer Nation konnten im 18. Jahrh. nicht von ihren künstlerischen Leistungen leben, um so mehr mußte sich Bürger bemühen, in einem Amte festen Fuß zu fassen. Dies gelang ihm im Sommer 1772. Doch die ersehnte gesicherte Lebensstellung und Ruhe hat er als Amtmann des herrschaftlich Uslarschen Gerichts von Alten-Gleichen nicht gefunden. Den vernachlässigten, zerrütteten Justizverhältnissen seines Bezirks [8]) war Bürger nicht gewachsen. Sein guter Wille, erst im Amte alles in Ordnung zu bringen, um sich in freien Stunden ungestört der Poesie widmen zu können, hat nicht lange standgehalten. Bürger

[7]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 47 f.

[8]) W. v. Wurzbach, „Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke“, Leipzig 1900, S. 57 ff.

hatte zu wenig Selbstzucht, um eine unliebsame, aber notwendige Arbeit systematisch zu bewältigen. Mit Überwindung seiner selbst eine Sache anzufassen, gelingt ihm selten. Er verschiebt auf morgen, wozu er nicht die rechte Lust hat, und zur Selbstberuhigung gelobt er sich, am nächsten Tage um so fleißiger zu arbeiten. Kommt der nächste Abend heran, und Bürger hat nichts Rechtes geleistet, so ist er unzufrieden mit sich selbst, niedergeschlagen, noch untüchtiger als vorher und fühlt sich zeitweilig tiefunglücklich. Aber trotz dieser teils selbstverschuldeten, teils gegebenen mißlichen Zustände gab ihm in Gelliehausen, wo er zuerst amtierte, sein Erleben am meisten. Es ist eine Zeit reichsten Schaffens.

Zunächst bleibt Bürger noch, angeregt durch die Hofrätin Liste, bei pietistischer Schwärmerei [9]). Aber sein ständiger Briefwechsel mit dem Göttinger Hain bringt ihn in andere Bahnen. Die Göttinger hassen den Zwang einer als fremd empfundenen Kultur, sie hassen, was geschniegelt und gebügelt. Ihre Briefe sind voll sprühenden Lebens und Enthusiasmus, voller Übermut und kräftiger Ausdrücke. Bürger stimmt mit Begeisterung in diesen Ton ein. Er selbst bekennt, daß seine Schreibart mitunter etwas zu „körnicht“ wird [10]). Das Rokokohafte schwindet. Die Göttinger knüpfen an die deutsche Vergangenheit an. Ihnen scheint das Bardentum urtümlicheres Sängertum. Sangbar, deutsch und volkstümlich sollen ihre Lieder sein. Die „Süße, heilige Natur“ wird ihre Parole. Vaterlandsliebe, Freundschaft und Natur kennzeichnen ihre Dichtung. Alles, was natürlich und volkstümlich ist, gilt ihnen als gut. Sie galten auch noch lange hinaus als die edelsten Sänger. Bürger schreibt am 20. September 1772 an Gleim: „Zu Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell, als die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und verzweifle beynahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die Producte dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Arten.“ [11]) Er selbst glaubt nichts mehr schaffen zu

[9]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 57.

[10]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 139.

[11]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 72.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

können, grämt und ärgert sich über seine Unproduktivität, während seine Brüder im Apoll „zunehmen wie die Mastkälber“ [12]).

Leichte, genrehafte Lyrik, „das artige Tireliren mit Kleinigkeiten“ befriedigt Bürgers poetischen Geist nicht mehr. „Meine bisherige wollüstige und tändelnde Dichtungsart fängt an, mir durchaus zu misfallen. Die Poesie verliehrt dadurch ihr erhabenes Amt, Lehrerin der Menschen zu seyn“ [13]), schreibt er im November 1772 an Boie. Etwas gärt in ihm und versucht sich loszuringen. Er möchte aus der Tradition heraus. Die Lehre Youngs, die Kunst müsse auf den Urquell, auf Natur und Persönlichkeit zurückgreifen, Herders „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ mit ihrer Forderung, in der Dichtung vom Volkstum und der eigenen Zeit auszugehen, hatten auf Bürger tief gewirkt. Er sucht nach einer Kunst, die auf dem rein Menschlichen fußt. Und schon löst sich aus seiner Seele die „Ballade“. — Des armen Suschens Traum, im schlichten Volkston, voll tiefer Empfindung, das Geschehen vollkommen ins Gefühl übertragen. Daneben Liebeslieder, von denen einige noch Spuren der Anakreontik aufweisen, die anderen stark vom Minnesang beeinflußt [14]). Gern läßt sich Bürger den Titel eines „lieblichen Minnesängers“ gefallen, den ihm ein Rezensent im Deutschen Merkur verleiht [15]). Sein Selbstbewußtsein schwillt: „Mein Köcher ist noch voll von goldenen Pfeilen!“ [16])

Da erscheint in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ Herders Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker. Sein Aufruf, sich abzuwenden von der Dichtung mit erkünstelten Leidenschaften und nachgeahmten Seelenkräften, die schließlich in Falschheit, Schwäche und Künstelei mündet, dagegen aus dem Quell der Volksdichtung zu schöpfen, die eine lebendige Welt erfaßt und sie frei, sinnlich, in lebhaften Bildern und Handlungen darstellt, dieser Aufruf hat in Bürger mächtig gezündet. Seine auf sinnliches Schauen eingestellte Empfindung wies ihn ohnehin auf diesen Weg. Um so mehr regten ihn Herders Worte an: „Der Ton,

[12]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 100 f.
[13]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 75.
[14]) Franz Mühlenpfordt, „Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains“, Leipzig 1899.
[15]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 106 und Bd. I S. 224.
[16]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 105.

G.A. Bürger-Archiv

den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente ... welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyric des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einiger Maßen entsprechen.“ [17]) Und ganz in Herders Sinne der Bewegung und Handlung arbeitet Bürger an der Lenore. Den Anfang der Ballade hatte er zunächst erzählend gegeben. Das erscheint ihm jetzt zu schleppend, dem raschen, lebendigen Tone des Gedichtes nicht angemessen, und er arbeitet ihn in einen Dialog um, da dies der Ausdrucksweise des natürlichen, leidenschaftsvollen Menschen mehr entspricht.

Da erscheint der „Götz“. Die deutsche Vergangenheit, die Fülle von Handlung und Erleben, das rein Menschliche dieser Dichtung packen Bürger im Innersten. „Der Ritter mit der eisernen Hand“, ruft er aus, „welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen ... Nichts weniger in ihrer Art soll sie (Lenore) werden, als was dieser Götz in seiner ist ... Frey! Frey! keinem unterthan, als der Natur.“ [18])

Zu dieser Zeit wurde das Bewußtsein klar, daß mit den Formen der Vergangenheit nichts anzufangen sei. Bürger erkennt dies auch und knüpft an die Gegenwart an. Er will ein Kunstwerk schaffen, das so wenig wie möglich von Mythologie und höherer Bildung enthalten soll. Dafür will er um so mehr vom lebendigen Volkstum übernehmen, was als Form für das Kunstwerk gebraucht werden kann. Denn der Dichter gehört zum Volksgemeinen, und wenn er sich im Volkston ausdrückt, so geschieht es in seinem eigenen. Bürger ist damals „genial“ identisch mit „volkstümlich“. Damit hat er den Weg zu einer neuen Art der Dichtung eingeschlagen und ist ihn gegangen. Seine Lyrik genügte der Zeit und war doch nicht von ihr abhängig.

„Lenore“ entsprach Bürgers Forderungen und Wünschen. Nie wieder ist es ihm gelungen, Volksüberlieferung und das, was

[17]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 122.
[18]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 129.

G.A. Bürger-Archiv

er in eigener und der Volksseele seiner Heimat gefunden, so vollkommen mit künstlerischer Form zu vereinigen. Die Ballade hatte den erhofften Erfolg und bahnte einer neuen Kunstgattung den Weg.

Unablässig geht von nun an — neben vielen anderen Arbeiten — Bürgers Streben nach „populärer, aber doch wahrer, ächter Poesie", immer fester wird in ihm die Überzeugung, daß derjenige Dichter das höchste Ziel erreicht, „den der Pöbel mit Wohlbehagen versteht und der Kenner bewundert". Und so hofft er „die verachtete Gattung der Romanze und Ballade zur Wichtigkeit der epischen und dramatischen Gattung in der Poetik" zu erheben [19]).

[19]) Bürger an Goeckingk, V. f. Lg. Bd. III S. 66.

IV. Anakreontische Elemente in Bürgers Lyrik.

Bürgers geniales Talent hatte sich im Laufe der Zeit zu einer ihm eigentümlichen Kunstart durchgerungen. Seine früheste Dichtung jedoch bewegt sich im Gleise der Anakreontik. Das Milieu, die Stimmung und der Ton seiner ersten Gedichte sind die gleichen wie in den Halberstädter Liedern. Das traditionelle Spielen mit den Figuren der antiken Götterwelt, das scherzhafte Element im Betrachten der Dinge, der frivole und pikante Scherz, die arkadisch-idyllische Stimmung mit ihren sentimentalen Gefühlen — alle diese Züge finden sich bei Bürger bis zur „Lenore".

Wie in der Anakreontik überhaupt, so ist auch in den ersten Gedichten Bürgers die Liebe das Hauptthema. In „Mein Amor", dessen Entstehungszeit nicht genau anzugeben ist [1]), wahrscheinlich jedoch in das Jahr 1767/68 fällt, bekennt Bürger, daß der Amor, dem er dient, derselbe ist,

„Dem einen Tempel unser Gleim geweihet,
Dem auch Jacobi's fromme Hand
Altäre baut, und Blumen streuet", (II, 153)

daß deshalb die Warnung der Weisheitsgöttin vor der verderblichen Macht Amors nicht zu Recht besteht. Damit bejaht Bürger die fingierten Gefühle der Halberstädter und reiht sich selbst zu ihnen.

Motiv des Gedichtes „An die Leier" (II, 13) ist der Gedanke, daß Poesie die Herzen bezwingt und Liebe erweckt. Der Dichter bittet seine Leier, „weiche, süße Melodien" erklingen zu lassen, um Chloens Herz zu bezwingen, da die Macht des Gesanges groß ist, und Amor selbst Löwen durch das Spiel bezwang. Dieses Bild ist

[1]) Erich Ebstein, ZfBr. Okt. 1905 S. 284 ff.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

identisch mit Nr. 327 der Lippertschen Daktyliothek, wo ein kleiner Amor, die Kithara schlagend, auf einem Löwen reitet. Das Gedicht ist in Motiv und Ausführung herkömmliche Anakreontik. Cythere, Merkur, Amor werden herangezogen. Das geliebte Mädchen ist noch die „Grazie". Sinnliche Liebe wird verherrlicht:

„Dann, o dann den heißen Kuß
Auf den Mund der Grazie gedrücket!" (II, 14)

Aber schon brechen leidenschaftlichere Züge durch. Den „heißen" Kuß kannten die Anakreontiker nicht. Lebhafte, kurze Ausdrücke: „Himmel, Erde, ratet dann!", „Beim Apoll! Ich muß sie küssen. Keine Macht errettet sie" als Ausdruck eines mächtig erregten Gefühls, finden sich bei den Halberstädtern nicht.

„An ein Maienlüftchen" (I, 26) bringt sinnliche Liebe mit beliebten Motiven der Anakreontik: der Dichter beneidet die Lüfte, die das geliebte Mädchen umschmeicheln und ihren Mund straflos berühren dürfen.

„Lust am Liebchen" (I, 26) preist, wie viele Gedichte der Halberstädter, Liebe als das höchste Glück. Es weist außer dem Motiv keine anakreontische Spuren auf. In der ersten Fassung jedoch wurde das anakreontische Moment durch Hinzuziehung des Gottes Amor hervorgehoben:

„Er ist in seinem Gott vergnügt
Und Amor ist sein Gott!"

Aber auf Anraten Gleims, der diese Verse anstößig fand, weil sie fast von Wort zu Wort in einem geistlichen Liede vorkommen [2]), hat Bürger sie geändert.

Die „Stutzertändelei" (I, 27) aus dem Jahre 1769 hat Bürger später, ohne sie sonst groß zu verändern, „Stutzerballade" genannt, wohl aus Abneigung gegen den anakreontischen Ausdruck „Tändelei". Aber ihr Inhalt blieb ganz anakreontisch. Der Dichter bittet Amor, ihm zu einem Lächeln der Geliebten zu verhelfen. Dafür verspricht er ihm die schönsten, im Pfänderspiel eroberten Bänder, ein Federbüschchen aus des Mädchens blondem Haar,

[2]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 35.

eine mouche, ein Röschen, von ihrer Hand gestickt, für seinen Köcher, und eine Spritze zu losen Streichen mit den Nymphen. Aber außer diesen Sächelchen der Geliebten, denen schwärmerische Verehrung Wert verleiht, verspricht er dem Gotte Amor — und hier blickt der Schlemmer Bürger durch — ganz reale Genüsse:

„Auch sollen dich belohnen
Bonbon und Marzipan,
Vortreffliche Makronen,
Und was dir lüsten kann.

Und siehst du dieses Gläschen
Voll Syrakuserwein? —" (I, 28)

Der schalkhafte Ton, der leichte Versbau, dreihebige paarweis gereimte Trochäen bedingen das Frische und Muntere dieses Gedichtes. Die Eintönigkeit wird durch Akzentversetzungen vermieden, die immer dann vorkommen, wenn ein Ausdruck stärker hervortreten soll: „O allerliebste Sachen", „Dir, lieber kleiner Mann", „Sieh, so verdienst du dir", „Ha! Kleiner, ich erfinde" u. dgl. Die in den Halberstädter Liedern charakteristische Überschwenglickeit des Gefühls findet sich auch in der „Stutzertändelei". Alle Anstrengungen, um die Liebste zu einem Lächeln zu bringen, ist dem Dichter „neidenswerte Müh'". Die letzten Strophen des Gedichtes, in denen wenig verhüllte Lüsternheit zum Ausdruck kommt, sind vielleicht eine Anlehnung an ein französisches Vorbild des Etienne Pasquier [3]). Aber das Ganze ist eine ins Einzelne gehende Ausmalung einer wirklichen Situation.

In „Adeline", 1770, besingt Bürger schwärmerische Liebe. Die Doppelsichtigkeit der Mädchengestalt erscheint hier bei ihm zum ersten Male. Er sieht Adeline als „Himmelsbraut" und als naiv unschuldiges Mädchen. Begehrungslose Liebe zu erwecken, möge sie allen „himmlisch" erscheinen, ihm aber möge sie sich in ihrer lieblichen Schönheit als Erdentochter zeigen:

[3]) Vgl. A. E. Berger, „Bürgers Gedichte" S. 401, und J. Lee, „The Anacreontic Poetry of Germany in the Eighteenth Century, its relations to french and german poetry", Aberdeen, Univ. Press. 1911.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„Ach, so himmlisch dünke sie stets allen!
Aber meiner Liebe zu gefallen,
Hold und magdlich meinem Blick allein!“ (I, 29)

Bürger hat also keine innere Einstellung zu einer begehrungslosen schwärmerischen Liebe. Er selbst schreibt an Marianne Ehrmann: „Denn man fasele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle; so bleibt doch das — mir wenigstens — ewig wahr: irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit, und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit ihre wahrhafteste Wurzel. Dem Liebenden muß der geliebte Gegenstand in sinnlicher Schönheit und Anmuth erscheinen, er mag nun wirklich schön und anmuthig seyn, oder nicht. Sonst ist die Liebe im vollen Verstande des Wortes unmöglich, und wer sie dennoch vorgiebt, der lügt und triegt mit oder ohne Bewußtseyn.“ [4])

„Das harte Mädchen“, 1770, behandelt das Motiv der verschmähten Liebe. Die ersten fünf Strophen schildern das Glück und Frohsein des Dichters, bevor er das Mädchen liebte, die nächsten fünf Strophen schildern den unglücklichen Dichter, dessen Liebe das Mädchen nicht erwidert. Durch den angewandten Kontrast der Gefühle erzielt Bürger eine größere künstlerische Wirkung. Doch abgesehen von der Form, ist das Motiv in sentimental-anakreontischer Weise ausgeführt:

„Nun hauch' ich meine Seele schier
Erseufzend in die Winde“,

„Nun müssen Bach und Klee genung
Verliebter Zähren saugen“, (I, 33)

als Gegensatz, aber in bewußter Wiederholung zu:

„Fragt jeden Sommerwind, der hier
Die Blumenau erfrischet:
Ob je ein Seufzer sich von mir
In seinen Hauch gemischet?

[4]) Bürgers Briefwechsel Bd. IV S. 2.

Fragt nur den stillen Bach im Klee:
Ob er mich klagen hörte?
Und ob von mir ein Thränchen je
Die kleinen Wellen mehrte?“ (I, 33)

Ähnlich wie Jacobi treibt Bürger in diesem Gedichte die Sentimentalität auf die Spitze. Ein einziges Lächeln der Geliebten würde all seinen Kummer tilgen, ihre Stimme ihn sogar vom Tode auferwecken:

„Mich weckte wohl ihr süßer Ton
Noch aus dem Grabe wieder;
Ja, wär' ich auch im Himmel schon,
Er lockte mich hernieder.“ (I, 34)

Einmal aber bricht Bürgers Leidenschaft durch, und zwar in einer Form, die schon auf die mitunter pathetisch-bombastische Ausdrucksweise der Stürmer und Dränger hinweist:

„An meinem Leben nagt die Wut
Grausamer Seelengeier.“

In „An den Traum“ (I, 34) besingt Bürger die im Traume erlebte Liebe wie alle Halberstädter. Der Traum verkündet ihm das Glück, das ihm sonst versagt ist. Die Geliebte erscheint ihm „sanft und mild“, während sie im Leben seine Liebe verschmäht. Der Dichter bittet den Traumgott, seine vom Gram abgezehrte Gestalt anzunehmen und der Geliebten seine „Seufzer und Thränen der Liebe“ vorzuzählen, um ihre Reue zu erwecken. Das Ganze ist in Form, Sprache und Rhythmus ein kleines Kunstwerk.

„An M. W., als sie mir einen Kuß versagte“, preist Bürger die Küsse, weil sie das Leben versüßen und mit zu der „besten Welt“ gehören. Auch die Halberstädter haben die Küsse gepriesen, und Michaelis hatte sie sogar als personifizierte Götter hingestellt. Die Vergleiche in Bürgers Gedicht sind dem anakreontischen Anschauungskreise entnommen. Der Dichter sagt von sich: „Hätt' ich nicht den Mut der Taube, / Nicht des frommen Lämmchens Sinn.“ Auch Mythologie wird zum Vergleiche herangezogen. Um die Macht des Kusses recht zu veranschaulichen, bringt der Dichter

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

das Bild des Orpheus, dem „jede Mißgestalt / Ihren blauen Mund zum Küssen“ bot, um ihm den Aufenthalt im Orkus zu versüßen. Doch dieses parodistische Moment beweist, daß Bürger bereits die übermäßige Verwendung der Mythologie zu verspotten beginnt. Der Ton des ganzen Gedichts ist etwas spöttisch, da es an das im Kreise der Anakreontiker beliebte Pfänderspiel anknüpft.

Motiv des „Huldigungsliedes“ ist entsagungsvolle Liebe. Das geschilderte Milieu ist anakreontisch und sentimental: würde die Geliebte des Dichters Liebe nicht verschmähen, so würde er alles für sie tun. Blumen bringen, um ihr Haar und Busen zu schmücken, an ihrem Lager stehen und ihr mit einem Myrtenfächer Kühlung zuwehen, „süße“ Früchte für ihren „zarten“ Gaumen bringen, Schattengänge und Sommerlauben würde er ihr zu angenehmem Aufenthalt wölben. Das Mädchen ist ihm das „geliebte Täubchen“, und wie der Tauber „Flügelschläge“ von dem Weibchen erduldet, so würde auch der Dichter alle ihre Launen ertragen. Wenn sie seine Liebe jedoch nicht erhört, weil er keine äußeren Reize besitzt, und einen anderen wählt,

„Dann werd' ich zur Seite treten,
Weinend über deine Wahl“ (I, 32)

Bürger hat dieses Gedicht erst nach „gewaltigen Veränderungen“ in seine Gedichtausgabe von 1778 aufgenommen, denn Boie hatte die „zu Gleimische Versifikation“ [5]) getadelt. Aber trotz der Änderungen zeigt das Gedicht die breit ausmalende Manier Gleims. Nur die Sprache weist die für Bürger charakteristischen Wiederholungen einzelner Satzglieder auf: „Alles, Kind, was dir behagte, / Hätt' ich's, alles gäb' ich dir“; „Schande, wenn ich was versagte, / Hohe Schande wär' es mir“, „Eide werden dich verführen, / Eide falscher Huldigung“, „Gott behüte, liebe Seele, / Gott behüte dich davor.“ [6])

Treulose Liebe und Flatterhaftigkeit des Mädchens behandelt Bürger in „An Themiren“ (I, 49). Ihre Schönheit erweckt sinnliche Liebe, und ihre Genußsucht läßt sie von einem „Buhlen“ zum andern flattern, ohne Reue über gebrochene Treue zu finden:

[5]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 62.
[6]) Vgl. Albert Fries, „Zu Bürgers Stil“, Pädag. Archiv 49 S. 594 ff.

„Frau Venus und ihr Völkchen
Läßt fünf gerade sein.
Von Unmut nicht ein Wölkchen
Hüllt ihre Stirnen ein.“ (I, 50)

In diesem Gedichte zieht Bürger — im Gegensatze zu den Halberstädtern — Beziehungen zum realen Leben: die Mutter fürchtet die Schönheit des Mädchens für ihren Sohn, der Vater für seinen Beutel und die Frauen für die Treue ihrer Männer.

Im Jahre 1772 tritt ein Umschwung in Bürgers Lyrik ein. Unter dem Einflusse des Studiums der Minnesänger dichtet er seine Minnelieder. Das „Minnelied“, anfangs mit dem Titel „Gabriele“, stellt das Mädchen wegen seiner Schönheit und Tugend auf die höchste Stufe der Verehrung:

„Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.“ (I, 39)

Bürger sagt in der Vorrede zur 1. Gedichtausgabe von diesem Minneliede, daß es „eine Phantasie im Geiste der Provenzal- und Minnedichter“ sei [7]).

Das andere Minnelied, auch „Winterlied“ genannt, besingt die Schönheit der Geliebten in sinnlich-plastischer Weise. Der Dichter vergleicht ihre Reize mit den Reizen der Natur, wobei der Vergleich zugunsten der Geliebten ausfällt. Der Gegensatz zwischen Naturfreuden und Minnefreuden, das Höherstellen der Reize der Geliebten über die der Natur ist auch dem Minnesange eigen. Bürger hat in seinem „Winterlied“ die Eindrücke, die er von den alten Minnesängern empfing, meisterhaft verarbeitet. Das Gedicht hatte große Wirkung auf die Zeitgenossen. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen schrieben am 13. November 1772: „Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten wert, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurück zu zaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsere empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapierenen Amors und

[7]) Vgl. A. W. Bohtz, Bürgers sämtliche Werke, Göttingen 1835, S. 324, und Franz Mühlenpfordt a. a. O.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Grazien, und ihrem Elysium der Wohltätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen."

„Der Liebesdichter", das dritte Minnelied aus dieser Zeit, ist dagegen ganz im Tone der sentimentalen Anakreontik gehalten. Der Dichter will seine Poesie immer der „Liebe Schmeicheleien" und sein Herz der „Lieb' und Schönheit" weihen, denn dies bringt ihm Ehre und Liebe. Selbst nach seinem Tode wird dann noch die Schäferin ihre Herde an seinem Grabe weiden und, weinend auf ihren Stab gelehnt, um ihn klagen, der so „süße Lieder" schuf, so „himmelsüße Lieder" (I, 41).

In demselben Jahre jedoch bringt Bürger sein Gedicht „An Agathe". Es ist eine pietistische Schwärmerei, aber meisterhaft in Klang und Form. Bürger sagt von diesem Gedicht: „Ohnerachtet seiner Nachläßigkeiten, die ich nicht einmal vermeiden wollen, hat das Stück viele Herzen gerührt. Und wenn Bewegung da ist, was verliert man dann an dem Wohllaut?" [8]) Unter Bewegung meint Bürger hier wohl eine Erregung der Seele, denn in der Zeit, als das Gedicht entstand, schrieb er an Boie: „Auf Erden aber soll ein neues unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art des Gesanges, so ich mir zu bilden beschäfftigt bin, dieser schönen Seele (Hofrätin Liste) hinfort allein geweyhet sein." [9])

Aber noch im nächsten Jahre bringt er ein Epigramm „Amors Pfeil" (I, 40), das in Motiv und Inhalt reine Anakreontik ist, und dichtet nach Rochon de Chabanne [10]) „Die beiden Liebenden". Die Geliebte trägt in diesem Gedichte noch einen Schäfernamen. Sie wird überschwenglich gepriesen: sie ist schöner als jegliches Kunstwerk, schöner als die prächtigste Natur. Zu ihrer Charakterisierung werden Pallas, Juno, Terpsichore, Euterpe, Aglaja und Melpomene herangezogen. Kaum verhüllte Sinnlichkeit kommt zum Ausdruck: der Liebende legt seinem Mädchen die Schnürbrust an, vor Wonne beben ihm die Hände, das Band zerreißt oft, „damit die Arbeit später ende". Gern tut er solche Dienste, aber noch lieber vernichtet er am Abend das Werk des Morgens. Ausführlich wird das tändelnde Gebaren der Liebenden geschildert, bis das Mädchen in den

[8]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 134.
[9]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 57.
[10]) Bürgers Briefe Bd. II S. 202.

G.A. Bürger-Archiv

Garten entflieht, und „Freund Amor treibt, sie weiß nicht wie, / Sie tief ins Dunkel". Der Dichter schließt — wie mitunter die Halberstädter Anakreontiker — mit einer Pointe:

„. . . Dank dem Gotte!
Sie (die Geliebte) bebt, von meinem Arm' umstrickt.
Mein Kuß erstickt ihr letztes Lallen.
Sie sinkt. Ich halte sie entzückt,
Und — halt! — und lasse sie nicht fallen." (I, 54)

Auch „Das Lob Helenens" aus dem Jahre 1773 zeigt noch lose anakreontische Anklänge. Wangen, Lippen, Stimme und Gestalt des Mädchens werden gepriesen, aber die Vergleiche, die dazu dienen, sind Bürgerischer Art: „Daß ihr Lippe süßer sei, / Als Honig und Tokaier", oder ganz zeitgemäß: „Und ihre Stimme tönt so süß, / Wie König Friedrichs Flöte." Um solche Schönheit zu besitzen, hätte der Bräutigam „billig schäferlich vorher ein paarmal für sie sterben" müssen. Diese spöttische Reminiszenz zeigt deutlich, daß Bürger die sentimentale Schäferpoesie überwunden hat.

In dem „Minnesold" (I, 48) sieht Franz Mühlenpfordt viele Beziehungen zum Minnesang. Man kann jedoch mit gleichem Rechte eine Beziehung zur Anakreontik sehen, denn die Verachtung des Reichtums und das Am-höchsten-Schätzen der Liebe ist ein anakreontischer Zug. Doch das Gedicht Bürgers ist frischer und natürlicher als ähnliche der Halberstädter.

„Seufzer eines Ungeliebten" (I, 57) klingt in der letzten Strophe noch an den sentimentalen Ton der Anakreontik an:

„Mir wächst vom süßesten der Triebe
Nie Honigfrucht zur Lust heran.
Denn ach! mir mangelt Gegenliebe,
Die eine nur gewähren kann", (I, 58)

preist aber die Liebe im Sinne der Genieepoche als Naturmacht.

Auch in der Verherrlichung des Bacchus kommt Bürger den Anakreontikern nahe. Zwar hat er dem Lobe des Weines nur ganz wenige Lieder gewidmet, obgleich er — im Gegensatze zu den Halberstädtern — sein Leben lang ein kräftiger Trinker war.

G.A. Bürger-Archiv

Im „Trinklied“ II, 16, vermutlich noch aus der Hallenser Zeit, behandelt Bürger rein anakreontische Motive. Aufforderung zum Trinken, bevor Jugend und Freude verfliegt:

„Die Jugend entfliegt.
Auf, trinkt euch vergnügt
Eh Freude
Dem Leide
Des Alters erliegt“;

die Freuden des Trinkens durch Gesang zu erhöhen:

„Hoch strahlt der Pokal
Verschlinget den Strahl
Mit Sange
Mit Klange
Belebet den Saal“;

und Lobpreisung des Weines, der das Leben verschönt:

„Daß Bassareus' Kraft
Durch zaubrischen Saft
Der Reben
Das Leben
Zum Himmel uns schafft.“

Außerdem enthält das Gedicht zwei direkte Hinweise auf die Antike; auf Horazens Lehre, fröhlich zu sein, und auf Anakreon, der dem Weingotte in Liedern seinen Dank zollt.

In dem Gedanken, daß seit uralten Zeiten der Wein die schönste Freude des Menschen ist, stimmt Bürger mit Klamer Schmidt überein:

Bürger: „Seit Adam bis jetzt
Wars feste gesetzt,
Alleine
Mit Weine
Wirds Leben geletzt.“ (II, 16)

Kl. Schmidt: „Glück auf dem großen, dem göttlichen Mann
Der zuerst das Ein' und das Eine nur sann,
Uns sterbliche Brüder zu erfreun! —
Er sann's und fand's und bauete Wein. (I, 461)

In der ersten Strophe von Bürgers Trinklied eine fast wörtliche Übereinstimmung mit Gleim:

Bürger: „Trinkt, Brüder!
Füllt wieder
Und leeret das Faß!“

Gleim: „Trinkt, Brüder, trinkt, bezwingt das Faß!“ (I, 262)

aber bei Bürger ein viel stärkerer, vorwärtsdrängender Rhythmus.

Die Halberstädter preisen in ihren Gedichten den Wein, ohne den Weingott selbst zu nennen. Nur Michaelis spricht von Liber und Lyäus, ähnlich wie Bürger von Liber und Bassareus im „Trinklied“, von Bacchus und Evan im „Herr Bacchus“.

Schon in diesem ersten Trinkliede kommt Bürgers größere Lebenskraft und Genußfreudigkeit zum Ausdruck. Während sich die Halberstädter Anakreontiker als echte Weintrinker hinzustellen versuchten, dabei aber die „weise Trunkenheit“ am meisten schätzten, ist Bürger in seinem Gedichte der wirkliche Trinker, der im Genusse schwelgt, dem der Traubensaft die Erde zum Himmel macht, und der sich sogar das Paradies als „hohes und frohes Tockaier Revier“ denkt.

Das Motiv, daß der Wein zum Dichten anregt, welches Bürger in seinem „Herr Bacchus“, II, 38, bringt, findet sich auch bei Gleim (II, 98) und Klamer Schmidt (I, 422). Aber nur Bürgers sinnliche Natur konnte es in das Bild kleiden, daß die neun Musen, Jungfrauen nennt er sie ausdrücklich, von Bacchus' Nektar angeregt und aufgemuntert, dem Dichter ungerufen in die Arme springen würden. Und gar Bacchus an Stelle des Apoll zum Dichtergotte zu wählen, dazu hätten sich die Halberstädter nie verstiegen. Die Dichtkunst war ihnen das Höchste, während Bürger ganz verächtlich von „Apoll, dem Leiermann“ spricht. Die Geringschätzung kommt besonders gut durch den „Klingklang“ in der zweiten Strophe zum Ausdruck: „Des Armen ganzer Reichtum ist / Der Klingklang seiner Leier“, und Bürgers spätere Varianten: „Die goldbemalte Leier“ und „Wiewohl er prahlt, sie sei von Gold“ haben den Eindruck nur abgeschwächt.

Weist somit Bürger in seinen Trinkliedern gleiche Motive wie die Halberstädter Anakreontiker auf, so ist er doch in Ausführung

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

und Ton von ihnen verschieden. Seine Lieder sind bildhafter, kräftiger und lebensnäher. Bürger kannte die Stimmung eines frohen Zechliedes aus Erfahrung. Den leichterregten Unternehmungsgeist, die ganze Sorglosigkeit und den stürmischen Übermut einer Weinrunde hält er in zwei Strophen seines „Herr Bacchus" fest:

„Dann wollen wir auf den Parnaß
Vor allen andern Dingen
Das große Heidelberger Faß
Voll Nierensteiner bringen.

Statt Lorbeerbäume wollen wir
Dort Rebenstöcke pflanzen,
Und rings um volle Tonnen, schier
Wie die Bacchanten tanzen." (I, 39)

Und erst sein „Zechlied"! Auch darin das Motiv, daß der Wein Inspiration zum Dichten gibt, aber wie anders ausgeführt:

„Nüchtern bin ich immerdar
Nur ein Harfenstümper.
Mir erlahmen Hand und Griff
Welken Haut und Wimper
Wann der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper." (I, 72)

Es ist eine Anlehnung an das lateinische „Mihi est propositum", aber der ganze urwüchsige Bürger zeigt sich darin. Kräftige, charakteristische Ausdrücke: „Ich will einst, bei Ja und Nein! vor dem Zapfen sterben;" „Witz und Weisheit dunsten auf aus gefüllter Wampe"; „Wann ich brav schlampampe"; „Bis ich meinen lieben Bauch weidlich vollgeschlungen" u. dgl. mehr. Derb, aber urfrisch. Kneipton. Daß Bürger im Leben ein tüchiger Zecher gewesen, beweist sein Brief an den Hofrat Liste vom 6. September 1773 [11]), nicht minder zeigt er Bürgers derb-charakteristische Volkssprache.

[11]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 139.

Auch Biester gibt einen Beweis davon. Am 11. September 1774 schreibt er an Bürger: „Hilf Himmel, welch ein Brief! Eben itzt lese ich ihn selbst wieder. Immer so ausgelassen, immer über alle zuckersüße Regeln des Wohlstandes, si Diis placet, weg! Doch ich kann mir nicht helfen. So sprachen wir ja sonst miteinander, und warum sollte ich dir nicht noch so schreiben." [12])

Dem Grazienkultus der Halberstädter, dem Idyllendichter Voß waren solche Töne fremd. Voß schreibt: „Bürgers Übersezung stellt mehr einen akademischen Tumultuanten, als lustigen Klosterbruder dar." [13]) Bürger selbst nennt es ein „Königliches Sauflied" [14]) Am treffendsten hat wohl Jakob Grimm Bürgers Übersetzung und ihn selbst charakterisiert: „Bedarf es eines Zeugnisses für den deutschen Grundton dieser lateinischen Poesie, so mag angeführt werden, daß das freilich unübersetzbare ‚mihi est propositum in taberna mori', wo sich der Reim innig mit der Empfindung des menschlichen Herzens vermählt, am glücklichsten nachgeahmt worden ist von Bürger, in welchem auch eine Ader dieser wilden, das Leben bis zur Neige auskostenden Vagantenpoesie war." [15])

Freundschaftskultus in sentimental überschwenglicher Weise, wie ihn die Halberstädter trieben, kannte Bürger nicht. Wohl gedenkt er bisweilen der Freundschaft als höchsten Glücks. Seinem Freunde Biester, von dem Bürger sagte, daß er den ersten Platz in seinem Herzen habe [16]), widmet er das Gedicht „An Arist" und bekennt, daß er, um mit dem Freunde an einem Orte leben zu können, gerne „Lieb' und Wein" entsagen wollte,

„Deren doch ein froher Mann
Nicht gar leicht entraten kann." (I, 221)

Oder er gesteht, daß zu einem frohen Leben auch ein Freund gehört, der Freude und Leid mit dem anderen teilt:

[12]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 211.
[13]) Briefe von J. H. Voß, Halberstadt 1830, II S. 167.
[14]) Bürgers Briefwechsel Bd. II S. 130.
[15]) Jakob Grimm, Kleinere Schriften III S. 32.
[16]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 69.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„Dabei ist's eine himmlisch schöne Sache
Um Einen rechten braven Herzensfreund,
Der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache,
Und ehrlich weine, so man selber weint." (I, 55)

Bürger selbst hatte viele Freunde, die ihn liebten und denen er herzlich zugetan war. Auch Goethe nennt ihn noch 1776 „Lieber Bruder". Doch die Zeit, in der Bürger seine Freundschaften schloß, war der beginnende Sturm und Drang. So ist auch der Ton der Briefe an seine Freunde begeistert, aber kräftig und übermütig, und nirgends findet man Zärtlichkeitsergüsse, wie bei den Halberstädtern oder so gefühlsselig geäußerten Freundschaftsbeweis, wie ihn Bürger selbst noch in den Briefen an Gleim im Jahre 1771 zeigt [17]).

Weicht Bürger somit in manchem von den Halberstädtern ab — und es sind immer Äußerungen seines leidenschaftlicheren Gemütes, die dies bewirken — so zeigt sich der Unterschied seiner inneren Veranlagung am deutlichsten in der Auffassung der Natur. Das Ziel der Halberstädter Anakreontik war Natürlichkeit. Sie hat es nicht erreicht. Natur ist für sie die sich dem Blicke darbietende sinnliche Welt geblieben. Wie die Halberstädter bedient sich auch Bürger in seinen anakreontischen Gedichten der Natur zu Vergleichen, als Hintergrund für das sich abspielende Geschehen, und nur vereinzelt finden sich bei ihm reine Naturschilderungen. Doch unter dem Einflusse des Sturm und Dranges, der die Außenwelt durch die Gefühle und Leidenschaften der menschlichen Seele hindurch sah, gewinnt auch für Bürger der Begriff der Natur die Bedeutung der menschlichen Natur, der Persönlichkeit.

[17]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 25 f. u. 26.

V. Bürgers Überwindung der Anakreontik.

Es ist Bürgers innerstes Sein, das ihn von der leichten tändelnden Dichtkunst weg in andere Bahnen zwingt. Der Sturm und Drang rüttelt ihn auf. Sein Inneres wird mächtig erregt. Er sucht dem Leben, dem Menschen nahezukommen. „Ich lese kein Buch in der Welt so gern, als des Menschen Herz." [1]) Er sucht für sein Eigengefühl eine Form zu gewinnen, die ihm gemäß wäre. Epische und dramatische Werke scheinen ihm allein gedichtet zu sein, alles andere nur Verse. Er will nicht mehr „Blumist" sein und achtet sein „Liedergehecke" [2]) gering. Er plant ein Drama, in dem das meiste Handlung sein, in dem in ganzen Szenen kein Wort gesprochen werden soll, und vor dem doch „die Erdensöhne sprachlos niedersinken werden" [3]). Hätte Bürger Talent zum Dramatiker gehabt, er hätte es zu einem geklärten Naturalismus gebracht. Denn die Auswüchse des Sturm und Dranges erregten sein Mißfallen: „Was eine Menge toller Dramen täglich ausgeheckt wird, das sey dem lieben Herrgott geklagt ... Wo will das noch hinaus mit all der Krafft und Überkrafft?" [4]) Und Klingers Guelfo nennt er eine Bestie, die er „mit Wonlgefallen für einen tollen Hund todtschießen sehen könnte" [5]).

Unter dem Einflusse der antiantiken Bestrebungen der Kunst, erwacht in Bürger mächtig das Bewußtsein des Völkischen und der Zugehörigkeit zum Volksganzen: „Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht Griechische, nicht Römische, nicht Allerweltsgedichte in Deutscher Zunge, sondern in Deutscher Zunge Deutsche Gedichte verdaulich und nährend für's ganze Volk machen sollen." [6])

[1]) Euph. 3. Erg. S. 137.
[2]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 305.
[3]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 176.
[4]) Bürgers Briefwechsel Bd. II S. 12.
[5]) Bürgers Briefwechsel Bd. III S. 1.
[6]) Bürgers sämtliche Werke, hrsg. von A. W. Bohtz, Göttingen 1835.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Die Konsequenzen, die Bürger aus dem Bewußtsein der Verbundenheit mit dem Volke zieht, legt er theoretisch in seinem „Herzensausguß über Volks-Poesie“ [7]) nieder. Eine allgemein verständliche Dichtung ist ihm „das rechte non plus ultra aller Poesie“. Er verlangt, Poesie soll „insgesamt volksmäßig“ sein, damit nicht nur die Gebildeten, sondern das ganze Volk sie verstehen und genießen könne. Sie soll nicht nach fremden Vorbildern geschaffen werden, sondern Inhalt und Form aus eigenem Volkstum schöpfen. Er empfiehlt das Studium alter deutscher Volkslieder, da sie „so wohl an Phantasie als Empfindung wahre Ausgüsse einheimischer Natur sind.“

Einfache, natürliche Empfindungen sollen Gegenstand der Poesie sein, und sinnlich, faßlich, voller Bewegung und in lebhafter Handlung dargestellt werden. Ballade und Romanze erscheinen Bürger als echte lebendige Volkspoesie, denn sie erfüllen die gestellten Forderungen: eine auf einen Endzweck gerichtete Anekdote, Bewegung und Gefühlsbetonung. Von dieser Gattung allein erhofft er eine „Lieblings-Epopöe aller Stände“. Ihm selbst „verromanziren oder verballadiren“ sich wider Willen alle seine poetischen Ideen, aber sein Ziel steht höher. Er schreibt an Boie: „Doch sollen meine Lenoren, meine Lenardos und wie sie heißen, nur eine Vorbereitung seyn zu dem, was mir immer näher rückt und immer heller sich aufklährt. Es muß und muß gehen mit einem größeren volksmäßigen Gedicht.“ [8]) Er studiert fleißig Homer, Shakespeare, Ariost und Ossian, und „lebt und webt“ ganz in Percys Reliques. Diesen Studien verdankt er vielfache Anregungen, aber das geplante Volksepos hat er nie geschaffen.

In der Balladendichtung jedoch hat Bürger seine Theorie der Volkspoesie verwirklicht. Und auch seine Liebeslyrik steht unter dem Einflusse dieses Ideals. An Gedichten, die Liebe und Schönheit der Geliebten preisen, entstehen bis zum Jahre 1776 das „Ständchen“, das „Schwanenlied“, die „Abendphantasie eines Liebenden“, das „Trautel“, „Das Mädel, das ich meine“ und „Die Umarmung“.

---

[7]) Bürgers sämtliche Werke, hrsg. von A. W. Bohtz, Göttingen 1835, S. 319 ff.

[8]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 345 f.

„Die Umarmung“ mit ihrer sentimentalen Liebe und Hoffnung auf eine glückliche Vereinigung mit der Geliebten im Himmel gehört zu Bürgers älteren Gedichten und wurde 1776 nur auf Boies Veranlassung vollendet [9]).

Das Motiv der „Abendphantasie eines Liebenden“ ist ebenfalls rein anakreontisch. Der Dichter eilt in Gedanken an das Lager der Geliebten, deren enthüllte Reize seine Liebe noch mehr anfachen. Aber das offene Bekenntnis des körperlichen Verlangens und die glühende Leidenschaft der letzten Strophe beweisen, daß Bürger mit der tändelnden Sinnlichkeit der Anakreontik gebrochen hat.

Im „Ständchen“ zeigt die realistische Schilderung der Welt in nächtlicher Ruhe, der naive, innige Ton, in dem der Dichter der Geliebten von seiner Liebe spricht, wahres Gefühl und Natürlichkeit.

Noch deutlicher zeigt sich das Gefühlsmäßige im „Schwanenlied“:

„Mir thuts so weh im Herzen
Ich bin so matt und krank!
Ich schlafe nicht vor Schmerzen;
Mag Speise nicht und Trank;
Seh' alles sich entfärben,
Was Schönes mir geblüht.
Ach, Liebchen, will nur sterben!
Dies ist mein Schwanenlied“; (I, 66)

als Ausdruck einer Liebe, die keine Erfüllung ihrer Hoffnungen sieht, kommt es nah an den Volksliedton heran.

In dem Gedichte „Das Mädel, das ich meine“ preist Bürger wie die Anakreontiker die äußeren Reize des geliebten Mädchens, Haare, Augen, Wangen und Mund, Stimme, Brust und Gestalt, doch in einer von der Anakreontik völlig abweichenden Weise:

„Wer hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt? —
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Pfirsichblüte malen kann;
Der hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt.

---

[9]) Bürgers Briefwechsel Bd. I S. 272.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Wer schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß und lieb und rund? —
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Nelk' und Erdbeer' würzen kann;
Der schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß, und lieb und rund." (I, 65)

In diesem Liede hat Bürger die Anakreontik überwunden. Was Bürger für die Poesie verlangte, expressive Volkssprache, greifbar bildhaften Ausdruck und ursprünglichste Simplizität der Gefühle, das hat er selbst in vielen seiner besten Lieder erreicht. Während die Anakreontiker die Lebensfreude, die sie anstrebten, nur in einem leichten Spiel der Formen zu fassen vermochten, kommt bei Bürger die strahlende Freude am Leben durch den Einklang von Form und Gehalt, durch die Mozartisch-helle Klangfreudigkeit des Tones in vollendeter Weise zum Ausdruck.

Literatur.

Werke.

J. W. L. Gleims sämtliche Werke, 7 Bde., hrsg. von Wilhelm Körte. Halberstadt 1811—1813.

Johann Georg Jacobis sämtliche Werke, 7 Bde. Zürich 1807.

Klamer Schmidts sämtliche Werke, 3 Bde., hrsg. von W. W. J. Schmidt und Fr. Lautzsch. Stuttgart 1826—1828.

J. B. Michaelis sämtliche Werke, 4 Bde. Wien 1791.

Wilhelm Heinses sämtliche Werke, hrsg. von Carl Schüddekopf. Leipzig, Inselverlag.

L. F. G. v. Goeckingks sämtliche Werke. Frankfurt a. M. 1816 bis 1818.

Bürgers sämtliche Werke, hrsg. von A. W. Bohtz. Göttingen 1835.

Bürgers Gedichte, hrsg. von Arnold E. Berger. Leipzig u. Wien 1891.

Bürgers Gedichte in 2 Teilen, hrsg. von Ernst Consentius. 1921.

Herders sämtliche Werke, hrsg. von Bernhard Suphan. 1877—1899.

Goethe, W. A.

Schillers Werke, hrsg. von Güntter und Witkowski. Leipzig 1910.

Lessings sämtliche Schriften, hrsg. von Lachmann-Muncker.

Jean Paul's sämmtliche Werke. Berlin 1840/42.

Sämtliche Poetische Werke von J. P. Uz, hrsg. von A. Sauer. Stuttgart 1890.

Daktyliothek von P. D. Lippert. Zum 1. Tausend der Gemmen Textband: Gemmarum Anaglyph. et Diaglyphicarum ex Praecipuis Europae Museis Selectarum Ectypa M. ex vitro obsidiano et manu quadam, studio P. D. Lipperti. Dresdae 1753,

und Textband: Dactyliothecae Universalis Signorum Exemplis Nitidis Redditae Chilias sive Scrinium Milliarum Primum P. D. Lipperti. Lipsiae 1755;

zum 2. Tausend: Dactyliothecae ... Chilias altera ... Lipsiae 1756;

zum 3. Tausend: Dactyliothecae ... Chilias tertia ... Lipsiae 1762.

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv

Briefe.

Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, hrsg. von Carl Schüddekopf. Tübingen 1899.
Gleims Briefwechsel mit Ramler. Tübingen 1906 ff.
Briefe von J. H. Voß. Halberstadt 1830.
Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1778.
G. A. Bürgers Briefwechsel, 4 Bde., hrsg. von Adolf Strodtmann. Berlin 1874.
August Sauer, Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk. V. f. Lg. Bd. III.
Nachlese zu Bürger. I von Carl Schüddekopf in Weimar, II von Karl Nutzhorn in Bissindorf bei Hannover. Euphorion 3 Ergh.

Literatur.

Georg Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtkunst in Deutschland und Friedrich von Hagedorn. Leipzig 1889.
Albert Pick, Studien zu den deutschen Anakreontikern des 18. Jahrhunderts. St.V.L.G. Bd. VII und IX.
Rudolf Sokolowsky, Klopstock, Gleim und die Anakreontiker als nachdichter des altdeutschen minnesangs. ZDPh. 35. Halle 1903.
Günther Koch, Beiträge zur Würdigung der ältesten deutschen Übersetzung anakreontischer Gedichte. V.f.Lg. VI.
Günther Koch, Gleim als Anakreonübersetzer und seine französischen Vorgänger. St.V.Lg. IV.
Maximilian Runze, Gleim und die Seinen. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der Anakreontiker. ZfBFr. 11. Jahrg. Heft 10 u. 11, 1907/08, II.
Friedrich Ausfeld, Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Ihre Beziehungen zur französischen und antiken Lyrik. In Q. F. 101/02. Straßburg 1907.
J. Lee, The Anacreontic Poetry of Germany in the Eighteenth Century, its relations to french and german poetry. Aberdeen, Univ. Press, 1911.
Wilhelm Anderson, Beiträge zur Charakteristik der anakreontischen Dichtung. Greifswald 1897.
Camillo von Klenze, Die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert. Marburg 1891.
Heinrich Pröhle, Die Büchse, das Bundesbuch des Halberstädtischen Dichterkreises. A. f. Lg IV.
Wilhelm Körte, J. W. L. Gleims Leben. Halberstadt 1811.
Georg Ransohoff, Über Johann Georg Jacobis Jugendwerke. Berlin 1892.
Martin und Scherer, Über Johann Georg Jacobi. ZDA. XX.

Ernst Reclam, Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1904.
E. G. Wilisch, Zur Charakteristik von J. B. Michaelis. Festschrift des Gymnasiums zu Zittau 1886.
Theodor Feigel, Vom Wesen der Anakreontik und ihrem Verlauf im Halberstädter Dichterkreise mit besonderer Berücksichtigung Klamer Schmidts. Marburg 1910.
C. Schüddekopf, Heinse und Klamer Schmidt. Zeitschr. des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde, hrsg. von Ed. Jacobs, 20. Jahrg. 1895.
Arthur Schurig, Der junge Heinse. München u. Leipzig 1912.
Fritz Kasch, Leopold F. G. v. Goeckingk. Marburg 1909.
Franz Mühlenpfordt, Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hain. Leipzig 1901.
W. v. Wurzbach, Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1900.
Christian Janentzky, G. A. Bürgers Ästhetik. Berlin 1909.
Erich Ebstein, Schiller und Bürger. ZfBFr. 1905/06, I.
P. Zaunert, Bürgers Verskunst. Marburg 1911.
Albert Fries, Zu Bürgers Stil. Pädag. Archiv 49.
A. Barth, Der Stil von Bürgers Lyrik. Marburg 1911.
Ch. Reining, Bürger als Bereicherer der deutschen Sprache. ZDWF. 14.
Erich Ebstein, Gedichte Bürgers in ältester Fassung. ZfBFr. Okt. 1905.

Allgemeines.

Jakob Grimm, Kleinere Schriften. 8 Bde. Berlin 1864—1890.
Emil Ermatinger, Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Leipzig 1928.
F. J. Schneider, Die deutsche Dichtung zwischen Barock und Klassizismus 1700—1785. Stuttgart 1924.
Albert Köster, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg 1925.
W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1907.
Rudolf Lehmann, Deutsche Poetik. München 1908.
Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. Halle, I. Bd. 1897, II. Bd. 1911.
Emil Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk. Leipzig u. Berlin 1921.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Lebenslauf.

Am 24. Oktober 1899 wurde ich als Tochter des Spinnmeisters August Strobelt, damals noch Reichsdeutschen, und seiner Ehefrau Mathilde, geb. Hentschel, in Zgierz (Polen) geboren und dort in der evangelischen Kirche getauft. Von 1906 bis 1914 besuchte ich das russische Mädchengymnasium von O. R. von Iwanoff zu Lodz. Durch die Verhältnisse während des Krieges wurde der gesamte Schulunterricht in Polen unterbrochen. In Privatkursen bildete ich mich weiter. Von 1917 bis 1919 war ich an der Privatschule von H. Tydelska in Zgierz, von 1919 bis 1921 an dem Deutschen Mädchengymnasium von A. Rothert in Lodz als Hilfslehrerin beschäftigt. Im Jahre 1922 trat ich in die Unterprima des Deutschen Mädchengymnasiums von A. Rothert in Lodz ein und bestand dort 1923 meine Reifeprüfung. Im Oktober 1923 bezog ich die Universität Krakau, wo ich bis 1925 Germanistik, Romanistik und Philosophie studierte. Seit dem Wintersemester 1925/26 bin ich an der Universität Leipzig immatrikuliert und studiere hier die gleichen Fächer. Zu ganz besonderem Dank bin ich Herrn Prof. Dr. Witkowski für mannigfache Anregung und Förderung verpflichtet.

Else Strobelt.

SZEGED

7966

G.A. Bürger-Archiv G.A. Bürger-Archiv